PT
3919
.W44L7

LIBRARY OF CONGRESS
1800

t und Leid

Gesammelte Erzählungen

von

Albert Weiße

Chicago, 1903
Fred. Klein Co., Printers
126-132 Market Straße
24

Lust und Leid

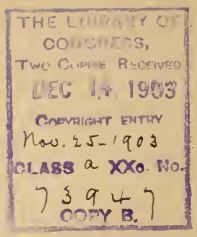
Gesammelte Erzählungen

von

Albert Weiße

Chicago, 1903
Fred. Klein Co., Printers
126-132 Market Straße

PT3919
W-467



COPYRIGHTED
BY
A. WEISSE
1903.

Vorwort.

Wenn man bei einem guten Freunde vorspricht, tritt man in sein Zimmer, schüttelt ihm herzlich die Hand und sagt: „Alter Freund, da bin ich;" wenn man aber zu einem Fremden in's Haus kommt, so erfordert es der gute Ton, daß man sich anmelden läßt, in aller Form vorstellt, und den Zweck seiner Visite ausdrücklich erklärt.

In dieser Lage befindet sich der unbekannte Schriftsteller. Er muß sich durch die Reklametrommel anmelden lassen und in einer ausführlichen Vorrede dem Leserkreise vorstellen —— ich schmeichle mir, ohne diese Förmlichkeiten vor das deutsche Leserpublikum treten zu dürfen; die mannigfache Anerkennung, die mir als Erzähler lustiger und ernster Geschichten geworden, hat solch' muthigen Glauben in mir gezeitigt.—

Meine ganze Vorrede besteht daher nur in der herzlichen Bitte an die Leser, auch dieses Büchlein mit Wohlwollen aufzunehmen.

Der Verfasser.

Das buckelige Brautpaar.

Alljährlich pflegt die hiesige deutsche Gesellschaft Zirkulare an die größeren Zeitungen in Deutschland zu senden, in denen sie Kaufleute, Prediger, Gelehrte, Künstler u. s. w. vor der Auswanderung nach Amerika warnt. Dies ist ein sehr weiser Rath und diejenigen, die es angeht, thun wohl daran, ihn zu befolgen. — Nur eine Klasse von Künstlern sollte in diesem Warnungsruf ausgenommen sein, ja deren Einwanderung geradezu ermuthigt werden: Das sind die Haarkünstler! Ein Blick in die Anzeigespalten irgend einer beliebigen Zeitung wird Jeden überzeugen, daß der Mensch, der mit Haarscheere und Rasirmesser umzugehen versteht, eine sehr gesuchte Persönlichkeit ist. Barbier verlangt! Barbier verlangt! Jede fünfte Vakanz eine Stelle im Barber-Shop. — So mancher Einwanderer, der früher mit Verachtung auf den „Bartkratzer" herabgeblickt hat, muß jetzt mit einem halben Dutzend Konkurrenten den Wettlauf nach der einzigen ausgeschriebenen Hausknechtstelle zum so und so vielten Male vergeblich antreten, während der Herr Barbier unter den vielen Stellen gemächlich seine Auswahl trifft und von dem „Boß" wie ein „Freund und Bruder" aufgenommen wird. — Woher es kommt, daß gerade in diesem Geschäfte zu aller Zeit Mangel an Arbeitskräften herrscht, ist unerklärlich; aber daß dieser Mangel wirklich vorhanden, sehen wir an dem Entstehen der vielen „Barber Colleges", in denen der Student nur die allergewöhnlichsten Schnitte in unsere Physiognomie und etwas vom Treppenbau erlernt, um dann auf die haarige Menschheit losgelassen zu werden. Wie anders draußen! Jahrelang muß der kleine „Stift" Schaum schlagen und die Kunden einseifen, ehe er unter

Aufsicht eines strengen Meisters die ersten Schnitte in die Anatomie des reisenden Handwerksburschen machen darf; das ganze Hunde- und Katzengeschlecht der Nachbarschaft ist seines Haarschmuckes auf mehr oder minder schmerzhafte Weise beraubt, ehe die erste Locke des als Versuchskaninchen stillhaltenden Bruder Straubinger unter der Scheere des angehenden Künstlers fällt. — Und hat der Schüler dann nach heißem Bemühen das Rasiren und Haarschneiden, das Frisiren, Haarfärben, Lockenbrennen und die anderen Finessen seiner Kunst, mit einem Worte: hat er gelernt, den häßlichen Menschen schön zu machen, so muß er noch an die viel schwierigere Aufgabe heran, den kranken Menschen gesund zu machen. Zahnziehen, Aderlassen, Schröpfköpfe- und Blutegel-Setzen, Hühneraugen schneiden, Glieder einrenken, Verbände anlegen, das Alles gehört in das Gebiet seiner vielseitigen Thätigkeit, in der er oft bessere Erfolge aufweisen kann, als der amerikanische „Surgeon" oder Dentist.

Trotz aller dieser Kenntnisse und Fähigkeiten ist der Barbier in Deutschland gesellschaftlich nicht besonders geachtet, und namentlich in seinen jüngeren Jahren als Lehrling und Gehilfe ein arg geschundener Mensch!

Bei dem ersten Hahnenschrei stürmt er mit seinem Rasirbündel in das Haus seines Kunden, um von der verschlafenen Köchin etwas warmes Wasser für sein Schaumbecken zu erbitten oder falls die Beherrscherin der Küche es vorzieht, noch länger in Morpheus' Armen zu ruhen, selbst das Herdfeuer zu entzünden, denn mit kaltem Wasser kann er den Herrn unmöglich rasiren, der diese Prozedur an sich im Bette und womöglich noch im halben Schlafe vornehmen läßt. — Von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse geht's immer im Sprung, bis der letzte der Hauskunden befriedigt; dann fliegt er nach dem Markt, wo die Bauern bereits auf ihn warten, um rasirt zu werden. — Bei der Elite der ländlichen Kunden wird dies Geschäft in der Gaststube einer beliebigen Ausspannung besorgt; die Bauernknechte und Bauern niederer Kulturstufe benutzen die Wagendeichsel als Sitz und

erhalten bei diesem vereinfachten Verfahren eine bedeutende Ermäßigung des nach hiesigen Begriffen bereits lächerlich niedrigen Preises. Solch' eine in Gottes freier Natur genossene Abkratzung kostete meiner Zeit 4 alte Pfennige, also noch nicht einen Cent! Was sagen Sie dazu mein lieber Tonsorial-Artist, der Sie in Ihrem luxuriös eingerichteten Parlor in schneidiger Weise Ihres Amtes walten, und für einen einfachen „Shave" 15 Cts. und für einen „Haircut" 35 Cts. verlangen? Werden Sie mir jetzt glauben, wenn ich behaupte, daß ein todter Barbier in Amerika immer noch besser „ab" ist, als ein lebendiger draußen? —

Ehe die „Barber Colleges" existirten, war die Nachfrage nach Arbeitskräften eine noch viel größere, und mancher Einwanderer, der in seinem Fache keine Arbeit finden konnte, sattelte um; natürlich war das nur solchen Leuten möglich, die niemals schwer gearbeitet hatten, denn eine leichte Hand ist das Haupterforderniß beim Erlernen dieses Geschäfts. — Manch' ein Schreiberlein, dem hier bei seiner Ankunft das Elend in's Gesicht starrte, hat später in der Barbierstube sein gutes Unterkommen gefunden.

Herr Fridolin Finkenstein, der in Deutschland Gerichts-Diätar mit einem monatlichen Einkommen von 60 Mark gewesen war, hatte bei seiner Ankunft die Feder mit dem Besen vertauscht; er war in einem Barbiergeschäft als Porter eingetreten, hatte sich durch die verschiedenen Etappen als Schuhwichser, Einseifer, Extra-(Sonnabends und Sonntags) Helfer, vollzähliger Gehilfe, erster Arbeiter bis zum Eigenthümer eines Geschäfts emporgeschwungen. Er brauchte jetzt nicht mehr selbst zu rasiren, an sechs Stühlen arbeiteten ebenso viel Gehilfen für ihn auf halben Raub, d. h. er als Boß erhielt die Hälfte von Allem, was die Arbeiter verdienten. Nebenbei betrieb er einen schwungvollen Zigarrenhandel und seine Badezimmer warfen einen guten Verdienst ab.

Trotz all seines Erfolges in geschäftlicher Beziehung war er nicht glücklich; im Kampf ums Dasein waren die

Jahre an ihm vorübergeeilt; er war ein alter Junggeselle geworden und fühlte mit jedem Tage seine Einsamkeit mehr. Seine Versuche, das Versäumte nachzuholen, waren gescheitert, denn, wo er angeklopft, hatte man ihm wohl die Thür geöffnet, aber nachdem man ihn bloß mit einem halben Auge angeschaut, dieselbe sofort mit möglichst großem Nachdruck wieder vor der Nase zugeschlagen. — Darauf hatte er die Dienste des Heirathsvermittlers in Anspruch genommen, aber nachdem dieser diskrete Helfer in der Noth ihn gehörig geschröpft, hatte er den Fall als hoffnungslos aufgegeben. Fridolin Finkenstein war wüthend, und ließ seine Wuth an dem Menschenbeglücker aus, indem er ihn einen ganz gemeinen Schwindler nannte, der sein Versprechen nicht halte.

„Aber, lieber Herr", erwiderte dieser sehr gelassen, „ich habe mir die menschenmöglichste Mühe gegeben, ein Frauenzimmer aufzutreiben, das sich nicht an Ihrem Buckel stößt — umsonst, ich glaube, ich könnte eher für das Dromedar im Lincoln Park eine Frau finden, als für Sie." —

Nachdem er diesen frechen Patron gebührender Weise hinausgeworfen, setzte er sich nieder und überlegte. Das Resultat seiner Ueberlegung war, daß er noch einmal mit dem, von ihm schon so oft betretenen Weg der Heiraths-Annonce versuchen wollte. — Bisher hatte er in seinen Heirathsgesuchen nur seine Lichtseiten erwähnt; die Frauenzimmer hatten wie versessen darauf gebissen; wenn es aber zur persönlichen Besichtigung kam, dann waren sie vor seinem Buckel ausgerissen, als sei er mit Dynamit geladen. — Diesmal wollte er auch seiner Schattenseite, auf der der Höcker thronte, Erwähnung thun, und gleichzeitig erklären, daß er als Aequivalent für seinen Defekt einen ähnlichen in den Kauf zu nehmen bereit sei. — Er verfaßte daher folgendes originelle Heirathsgesuch:

Reelles Heirathsgesuch.

Ein gut situirter Geschäftsmann sucht sich zu verehelichen. Derselbe ist 56 Jahre alt

und Junggeselle. Alle seine bisherigen Heirathsgesuche sind an seinem sehr in die Augen springenden Buckel gescheitert. — Da er nun annimmt, daß es auch Damen gibt, die in demselben oder einem andern, kleinen körperlichen Fehler, wie Schielen, Hinken, Stottern u. dergl. mehr ein Ehehinderniß gefunden haben, so ladet er eine solche Dame, die bereit ist, mit einem Buckeligen eine Ehe einzugehen, ein, unter Chiffre L 99½ mit ihm in Korrespondenz zu treten.

Dieser Heirathsantrag wurde gelesen von Mädchen und Frauen jeden Alters. Es wurde gelispelt, gedacht und gelacht. Geschrieben jedoch hat nur Eine. Allerdings im Ernste und der Brief lautete:

Mein Herr!

Ich bin kein Freund von Phrasen! — Daher kurz und bündig. — In der Noth frißt der Teufel Fliegen, und da ich mit meinem Buckel in 49 Jahren keinen geradegewachsenen Mann bekommen konnte, so muß ich Gott danken, wenn ich einen buckeligen kriege. — Photographirt werden Sie wohl in Ihrem Leben ebenso wenig wie ich sein; ich schlage Ihnen daher vor, daß wir uns übermorgen, Sonntag, im Powers Theater treffen und kennen lernen. Besorgen Sie daher Billette für zwei nebeneinander befindliche Sitze und hinterlegen eins davon für mich in der Redaktion unter der Chiffre L 99½.

Fridolin Finkenstein las den Brief, schüttelte den Kopf, aber kaufte die Billette und sandte eins nach der Zeitungsoffice. „Das scheint doch ein ganz rabiates Frauenzimmer zu sein", murmelte er, „da ist es am Ende doch besser, ich bin vorsichtig."

Er überlegte lange, ob er nicht am Ende besser thäte, die ganze Sache fallen zu lassen, denn die Idee war doch gar zu bizarr, wenn sie sich da im Theatersperrsitz als

Doppel-Pucklinski's präsentiren und womöglich Süßholz raspeln sollten.

Endlich fand er einen Ausweg. Fritz, ein Gehilfe und Vertrauter, war der geborene Diplomat, dabei verschwiegen wie das Grab. Fritz mußte helfen! — Er wurde also in die ganze Sache eingeweiht und mußte statt seines Herrn und Meisters in's Theater, mit dem Auftrage, das Terrain zu rekognosziren, d. h. die neben ihm sitzende buckelige Dame genau zu studiren. Vor allen Dingen solle er über den Umfang ihrer Kriegskasse, wie Herr Fridolin in Selbstverspottung seinen Buckel nannte, genaue Erhebungen anzustellen. — Sei nach seiner — Fritzens — Ansicht, auch nur eine entfernte Möglichkeit vorhanden, daß aus der Geschichte Etwas werden könne, so solle er seinen Herrn kurzweg mit Krankheit entschuldigen und um ein neues Rendezvous bitten. —

„Die kommt aber früh", dachte der Usher, „als eine Dame sofort beim Oeffnen des Theaters ihm ein Sperrsitz-Ticket hinhielt. No. 87. Gleich darauf kommt ein Herr mit der No. 88. „Offenbar ein Rendez-vous", raunt der Usher seinem Kollegen zu, „paß' auf, wie die mit dem „Masher" „flirten" wird." —

No. 87 und 88 haben Platz genommen. No. 87 sieht No. 88 verstohlen an, genau so macht's 88 mit 87. 88 und 87 fangen Beide an zu hüsteln; denn Beide sind gleichmäßig davon überzeugt, daß der Nebenansitzende den Platz aus Versehen eingenommen hat, und nachdem sie ein wenig ihre Verlegenheit weggehüstelt haben, fragen sie Beide gleichzeitig: „Verzeihung, ist Ihre Nummer 88 — ist Ihre Nummer 87?" Sie überzeugen sich, daß die Nummern mit den Sitzen stimmen! — Beiderseitiges Stillschweigen für längere Zeit, während Fritz seine Nachbarin und diese ihren Nachbar verstohlen, aber sehr aufmerksam studirt. „Na, wenn die einen Buckel hat", denkt Fritz, „dann hab' ich Hörner. Das ist ja ein reizendes Kind — ein wahrer Engel." Und dieser Engel denkt wiederum von Fritz, daß er ein sehr hübscher, liebenswürdiger, junger Mann ist. — In dem großen

menschenleeren Theater — es ist noch eine volle Stunde bis zum Anfang der Vorstellung — wird das Schweigen zur Pein; das Wohlgefallen an einander bricht die Schranken scheuer Zurückhaltung, und in kurzer Zeit ist unser Fritz und die junge Dame in der lebhaften Unterhaltung begriffen. Er versichert seiner schönen Nachbarin, daß er durch ein Versehen, das von irgend einer Seite gemacht worden sei, der glücklichste aller Sterblichen sei. — Wenn kein Versehen vorgekommen wäre, säße er jetzt an der Seite einer alten buckligen Schachtel... so aber neben dem reizendsten Geschöpfe, das seine Augen je geschaut.

Die junge Dame sieht ihn fast erschrocken an. — „Ja", stottert sie und wird vor Verlegenheit roth bis in die Schläfe, „dann sind Sie also doch der ....Bucklige.... Verzeihung, nein, nein....ich meine, Sie wissen Etwas von dem buckligen Heirathsgesuch...."

„Ja", stotterte Fritz, „ich bin ja blos hier, um meinen buckligen Meister krankheitshalber zu entschuldigen."

„Und ich bin ja auch blos das Dienstmädchen von der Miß Zwiebel, die mich hergeschickt hat, damit ich ausfinden soll, wie der bucklige Heirathskandidat eigentlich aussieht."

Die Maske war gefallen. Ihre Seelen, befreit von dem Geheimniß ihrer Mission, fanden sich schnell. Sie schmiegten sich enger aneinander, und als der Held auf der Bühne rief: „Ich liebe Dich", da rief es auch Fritz — nur leiser —. Und als der fünfte Akt vorüber, und er sie nach Hause begleitete, da waren sie ein Herz und eine Seele und schwuren sich ewige Liebe. —

Am nächsten Morgen rapportirte Fritz bei seinem Herrn. „Ist sie schön?" frug dieser hastig. — „Ja, Boß, schön ist gar kein Wort — reizend, himmlisch, ein Engel — und ich werde sie heirathen."

„Was, Du Lausbub", schrie jetzt Finkenstein ärgerlich, „Du willst eine alte buckelige Jungfer heirathen, die beinahe Deine Mutter, wollte sagen Tante sein kann?" —

„Das ist meine Sache", erwiderte Fritz und fing so

eifrig an Schaum zu schlagen, daß die Seifenblasen wie kleine Luftballons in der Barbierstube umherflogen.

Fräulein Zwiebel konnte vor Neugierde und Ungeduld auf den Bericht ihrer Stellvertreterin nicht bis zum andern Morgen warten. Sie war daher aufgeblieben und zählte Stunden und Minuten bis zur Rückkehr derselben. Aber das Mädchen kam und kam nicht. Die Minuten wurden ihr zu Stunden, während der Verliebten die Stunden in der Gesellschaft ihres Fritz wie Sekunden erschienen. Endlich hatte sie sich losgerissen und trat ins Haus. Fräulein Zwiebel flog ihr entgegen und bestürmte sie mit tausend Fragen über das Aussehen und das Benehmen ihres Nachbarn im Theater. „Miß Zwiebel", erzählte diese, „ich sage Ihnen, das ist der feinste, liebenswürdigste, reizendste Mensch, den ich noch je angetroffen. Denken Sie nur, er hat sich gleich sterblich in mich verliebt, und mir einen Heirathsantrag gemacht und ich habe „Ja" gesagt!"

Miß Zwiebel schwindelte es. Mit aller Macht überwand sie eine Ohnmacht. Dann aber fuhr sie auf das Mädchen wie eine Furie los. „Du albernes Ding", rief sie, „Du bist ja noch nicht hinter den Ohren trocken und Du willst den alten sechsundfünfzigjährigen buckeligen Junggesellen heirathen. Der könnte ja Dein Großvater, wollte sagen, Großonkel sein." —

„Das ist meine Sache", sagte diese schnippisch, und rauschte, stolz wie eine Königsbraut, in dem von ihrer Herrin geborgten Seidenkleide nach ihrer Kammer. Drei Tage darauf war Fritz, sowohl wie seine Braut stellenlos; ihre Entlassung war die einzige Rache, die ihre Herrschaften für den vermeintlichen Treubruch an ihnen nehmen konnten. Dieser Umstand bereitete ihnen aber keine Verlegenheiten, im Gegentheil, sie hatten jetzt Zeit, sich ganz anzugehören und die Vorbereitungen für ihre Hochzeit, die bei der Mutter der Braut gefeiert werden sollte, zu treffen.

Um feurige Kohlen auf das Haupt ihrer früheren Brotherren zu sammeln, beschlossen sie, dieselben zu ihrer

Hochzeit einzuladen. — Miß Zwiebel warf die Einladung mit Zeichen tiefster, moralischer Entrüstung ins Feuer! Die Frechheit von dem falschen Ding war doch unerhört! Fridolin Finkenstein that dasselbe mit seiner Einladung, bedauerte aber bloß dabei, daß Fritz ihn nicht persönlich eingeladen hatte. — Es hätte ihm einen Heidenspaß gemacht, den falschen Kerl in persona hinauszuwerfen. —

Nun müssen wir aber nicht annehmen, daß dieser alte Junggeselle und Miß Zwiebel besonders rachsüchtigen Charakters waren. Sie handelten nur menschlich. Denn wenn Jemand, wie Finkenstein 56 und Miß Zwiebel 49 Jahre auf den Fischfang gegangen ist, ohne Etwas zu fangen, und endlich ein Fischlein anbeißen will, dann aber Jemand kommt und im letzten Augenblick das Fischlein ihm vor der Nase wegschnappt, ist es da ein Wunder, wenn er fuchsteufelswild wird? Nachdem sich ihr Aerger etwas abgekühlt, fing sie die Neugierde an zu brennen. — Das müßte ein Spaß für Götter sein, flüsterte die Neugierde dem Fridolin ins Ohr, wenn Du Deinen windigen Fritz mit der alten buckeligen Jungfer sehen könntest, und Sie, mein Fräulein, redete die Neugierde auf Miß Zwiebel ein, können keine Nacht mehr ruhig schlafen, wenn Sie die Hochzeit Ihrer Laura mit dem alten Pucklinski versäumen. Schließlich drängte die Neugier den Aerger mehr und mehr zurück, und sowohl Finkenstein, wie auch Miß Zwiebel beschlossen, zur Hochzeit zu gehen.

An der 28. Straße und Wentworth Avenue, im Häuschen von Laura's Mutter, geht es lustig zu. Laura und Fritz feiern Hochzeit! Die Gäste und Brautleute sind in der gehobensten Stimmung, und Alle geben sich der ausgelassensten Freude hin. — Nur ein älterer Herr mit einem Buckel und eine etwas schiefgewachsene Dame schauen mit verwunderten Mienen dem Jubel zu. „Wenn die Braut einen Buckel hat", brummt der Herr für sich, „dann trag' ich den Chimborasso auf meinem Rücken." Und die Dame denkt: „Wenn der junge Mann 56 Jahre alt ist, dann bin ich im zweiten Jahrhundert!" —

Fritz tritt auf seinen früheren Brotherrn zu und nimmt ihn an die Seite: „Merken Sie 'was?“ fragt er.

„Merken? ich merke überhaupt nichts mehr! Mein Verstand steht vollständig still.“

„Sie ist ja da! Machen Sie sich doch 'ran. Dazu haben wir sie ja bloß eingeladen.“

„Mensch, bist Du übergeschnappt? Fritz, von wem sprichst Du?“

„Mein Gott, von der alten Jungfrau da drinnen. Das ist ja die Person, die Ihre Heirathes-Annonce beantwortet hat. — In's Theater ist sie nicht gekommen, sie hat's gemacht, wie Sie — und hat die Laura geschickt. Na, die Laura hab' ich mir denn gekapert.“

„Um Gotteswillen, Mensch, und das erzählst Du mir erst jetzt?“ —

„Na, Sie waren ja gleich so wüthend und haben so gottsträflich geschimpft, daß ich Ihnen aus Aerger den Possen gespielt habe.“

Dieselbe Aufgabe, die Fritz bei seinem früheren Brotherrn übernommen, hatte auch Laura bei Miß Zwiebel mit solchem Erfolge durchgeführt, daß Letztere nunmehr ihr ungetheiltes Interesse Herrn Valentin Finkenstein zuwandte, der seinerseits in dem ganzen Trubel um ihn herum fortan keine Augen mehr zu haben schien, als für Miß Zwiebel. Sie verliebten sich nicht in einander — das war beim besten Willen nicht möglich — aber, als sie von der Hochzeitsgesellschaft Abschied nahmen, und er sie um die Erlaubniß bat, sie besuchen zu dürfen, da nahmen sie die Ueberzeugung mit sich, daß ihre körperlichen Gebrechen kein Hinderniß bilden würden, ihr Loos — das Loos zweier alter, von der Welt verlachter Seelen — zusammenzuwerfen und Leid und Freud gemeinsam zu tragen.

* * *

Moral:

Ich hab' den Sperling lieber in der Hand, als auf dem Dach die Wachtel,
Will mich 'ne Junge nicht, nun gut, so thut's ja auch 'ne alte Schachtel.

Der solide Schwiegersohn.

„Daß Dich das Mäuslein beißt! Erst freut man sich Wochen und Wochen voraus auf das Schwabenfest, und nun regnet es, als wenn die Welt untergehen sollte!“ wetterte Herr Hannes Stiefel und stampfte in vollem Sonntagsstaat, den sauber gebürsteten Zylinder auf dem Kopfe, im Parlor auf und ab.

„Wie wäre es, lieber Hannes, wenn Du heute Nachmittag hübsch zu Hause bliebst“, unterbrach Frau Mary ihren ärgerlichen Eheliebsten, „und mein Damenkränzchen mit Deiner Gegenwart beehrtest? — Die Damen werden sich sehr freuen!“

In Herrn Stiefel kochte es. Das war natürlich der reinste Hohn von seiner Frau. Sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß er die Damen — „alte, verschrobene, giftige Klatschschwestern“ nannte er sie — nach dem Lande wünschte, wo der Pfeffer und der Kaffee wächst, und daß besagte Damen mindestens ebenso zarte Wünsche für ihn hegten. — Aber er schwieg. Sein Schweigen gab ihr zu erneutem Ausfall Muth.

„Sie sind also hiermit feierlichst eingeladen, Mr. Stiefel“, höhnte sie und machte einen Knix, wie ihn das Zeremoniell am Hofe Ludwig des Vierzehnten bei besonders feierlichen Anlässen vorschrieb. Er reagirte nicht, denn er wußte, wenn er jetzt seinem Aerger Luft machte, es würde ein Donnerwetter einschlagen, daß das Haus in seinen Fugen krachte.

„Anna“, sagte er daher mit erkünstelter Ruhe zu seiner Tochter, „hole meinen Ueberzieher aus meiner Stube und stecke ein Dutzend von meinen Visitenkarten

hinein, ich fahre zum Onkel Albert nach Milwaukee.“ Anna holte den Ueberzieher und steckte die Karten hinein. Sie konnte die Bemerkung aber nicht unterdrücken, die Leute würden lachen, wenn er bei solcher Hitze mit dem Ueberzieher herumlaufe. — „Du dumme Gans, das ist bloß des Regens wegen, brummte er, und warf die Thüre zu, daß die Fenster klirrten. An dem Hauseingang traf er den Charlie. „Kommst heute gerade gelegen“, begrüßte er ihn, „Deine Schwiegermama in spe, meine theure Gattin, hat heute ihren Kaffeklatsch! Junge, das wird fein werden! Da ist die Mrs. Atis — weißt Du, die mit dem Gewitterkolben, die gehört zum Verein der Weiberrechtlerinnen, und Miß Ella Smith mit dem Moschusgeruch — das ist eine von den Töchtern des „neuen Zion“ —; ferner die Miß Sarah Sweetkorn, Präsidentin von drei Temperenzgesellschaften, und noch ein halbes Dutzend anderer Damen älteren und ältesten Datums. Geh' nur 'rauf! Da wirst Du erfahren, wie die Welt im Allgemeinen schlecht ist, und Dein zukünftiger Schwiegervater im Besonderen.“ Charlie blieb unschlüssig stehen. „Warum zögerst Du denn?“ höhnte der ältere Herr, „die Damen haben junge Männer gern, namentlich Heirathskandidaten. Die können sie gut gebrauchen — zur Vivisektion.“ — „Ich könnte am Ende doch stören“, stammelte Charlie. „Besser, ich verschiebe meinen Besuch auf morgen.“ — „Na, dann begleite mich nach dem Bahnhof, ich fahre nach Milwaukee.“ — Auf dem Bahnhof angekommen, erfuhren sie, daß sie noch eine volle Stunde Zeit bis zur Abfahrt hätten. Stiefel forderte seinen Begleiter auf, ein Glas Bier mit ihm zu trinken. Letzterer weigerte sich: er sei Temperenzler; außerdem habe er der Anna und der Frau Stiefel heilig geloben müssen, nie einen Tropfen zu trinken. Nur unter der Bedingung habe sie ihre Einwilligung gegeben.

„Alter Junge“, lachte Stiefel, „mach' mir doch kein Wippchen vor; Du und Temperenzler! Letzte Woche hast Du ja einen Kanonenrausch gehabt! Zwei Deiner Saufkameraden haben Dich die Treppe nach Deiner Wohnung

hinaufgeschleift, und der dicke Policeman hat hinten noch nachschieben müssen."

Charlie machte ein Gesicht, als wenn ihm die Hühner das Brot weggefressen hätten. —

„Na, mein Sohn Filius", tröstete ihn der Alte, „das schadet ja weiter Nichts, und ich werde Dich ja auch nicht verrathen, nur mußt Du mir kein X für ein U machen wollen. Uebrigens nehme ich es Dir auch weiter gar nicht übel, daß Du mit Deinem Temperenzschwindel die ganze Welt, einschließlich meiner lieben Gattin und dero Fräulein Tochter behumbugst, denn wer in diesem Affenlande vorwärts kommen will, der muß eben Lug und Trug treiben! — Wofür wärst Du denn ein echter Amerikaner, Sonntagschullehrer und Vorsteher des „Oliven-Zweiges" der inneren Mission?"

Charlie, der sich ertappt sah, würgte an der bitteren Pille, die ihm der Alte gab, aber er mußte sie herunterschlucken, ebenfalls die vier Glas Bier und die diversen Schnäpse, die der Alte, theilweise um seinen eigenen Aerger herunterzuspülen, theilweise um diesen Heiligen sündigen zu sehen, in unheimlich schneller Form auffahren ließ.

Endlich war die Abfahrt des Zuges herangekommen, und Stiefel dampfte ab, nachdem er zuvor den Ueberzieher, der ihm doch zu lästig wurde, dem Charlie übergeben hatte, mit dem Auftrage, ihn nach Hause zu bringen. — Charlie stand nun mit dem schweren Mantel über dem Arm auf dem Perron, unschlüssig, was zu thun. — Nach Stiefel's Haus zurückzugehen und sich seines Auftrages zu entledigen, erschien ihm zu riskant. Denn jetzt war da der hohe Rath der Klatschschwestern versammelt, und er fürchtete, daß er trotz der zur Vorsicht genommenen Nelken, Zitronenscheiben und Kaffeebohnen seinen Sündenfall nicht würde verheimlichen können, denn die vier Glas Bier und die diversen Schnäpse würden trotz der Präserventiv-Mittel bei dem feinen Geruchsinn der Damen an ihm zum Verräther werden! — Ein echter Temperenzler kann ungeheuer viel vertragen. —

Er muß es können, um den Ruf eines solchen zu behaupten. Wird er doch bisweilen direkt von seinem Eisschrank im Keller abberufen, und muß vor der Welt so nüchtern erscheinen, als hätte er da unten, statt Whiskey zu trinken, Mäuse gefangen. Die vier Glas Bier und die diversen Schnäpse hatten daher den Charlie nicht im Geringsten gerührt, aber sie hatten ihn in die richtige durstige Gemüthsverfassung versetzt. Der verehrte Leser kennt das Gefühl. Man trinkt ein Glas Bier und noch eins, sozusagen ohne Verständniß, bloß der Gesellschaft wegen und un Bescheid zu thun; beim dritten und vierten fängt es bereits an, zu schmecken; später kommt dann der Durst, der richtige Bierdurst, und derselbe wächst mit jedem ferneren Glase in unheimlicher Progression. Deshalb hat auch ein weiser Mann gesagt, der Mensch könne zu viel wohl trinken, doch trinke er nie genug, und der alte Rodensteiner klagt, daß man rede „vom vielen Trinken stets, doch nie vom vielen Durst." — Wie gesagt, Charlie war durstig, sehr durstig und da der Tag doch einmal durch die Sünde entheiligt war, so wollte er wenigstens die Frucht seines Frevels genießen, d. h. sich ordentlich satt trinken. — Er zog daher Stiefel's Ueberzieher an und machte sich trotz des fürchterlichen Regens auf die Suche nach einem stillen Plätzchen, wo man fernab von den Augen der neugierigen Welt ein gutes Glas Bier, aber noch viel mehr guten Schnaps schänkt. In dem Stadtviertel, in dem die Himmelschaber in die Wolken reichen, sind an den Sonntag Nachmittagen die Straßen wie ausgestorben, und die Saloons, die sonst Bienenstöcken gleichen, sind verlassen wie die Rittersäle der alten Burgruinen. Wie ein verschlafener Schloßkastellan hockt der Barkeeper hinter dem Schanktisch, und der einzige du jour habende schwarze Ganymed träumt vom Policy-Spielen oder seiner Herzenskönigin an der Südseite. — Endlich war solch' ein Plätzchen gefunden. Um die Ruhe der beiden dienstbaren Geister im Reiche des Gambrinus war es geschehen, denn die Bestellungen für ein „Löwenbräu" und einen „Canadian Club" folg-

ten in einer Geschwindigkeit und Regelmäßigkeit, daß der Flunkey einem Pendel glich, das zwischen der Bar und dem Tische des Gastes seine Schwingungen macht. Das Uhrwerk, welches zu stark geölt wird, bleibt stehen, nachdem die Schwingungen des Pendels langsamer und langsamer geworden: auch des schwarzen Jünglings Hin- und Herreisen wurde mit der Zeit seltener; endlich blieb er ganz stehen, denn die Maschine, d. h. sein Gast, war sinnlos betrunken, sanft und selig entschlafen. Das war eine wohlverdiente Ruhe, das heißt eine Ruhe, bei der der Saloonkeeper wohl verdient hatte; man ließ den Gast daher ungestört schlafen, bis die Zeit zum Schließen des Geschäftes, das am Sonntag schon um 10 Uhr Abends erfolgt, gekommen war. — Jetzt war aber guter Rath theuer, was mit dem betrunkenen Gaste anzufangen. Ebensowenig wie das Anstoßen an den Pendel einer stehengebliebenen Uhr diese gehen macht, ebenso wenig waren die angestellten Wiederbelebungsversuche geeignet, den Charlie in Gang zu bringen. Er war eben eine Bierleiche, wie man sie schöner auf keinem Fuchskommers finden kann! Was thun? Ihn einfach hinauswerfen, war nicht wohl angänglich; dazu war der Mann doch etwas zu anständig angezogen, außerdem regnete es, wie auf den Hund. Was sonst? — Ja, wenn man nur wüßte, wer er eigentlich wäre! — Um die Identität u. s. w. der unbekannt verstorbenen Personen festzustellen, ist von jedem County ein Coroner eingesetzt; hier bei dieser Bierleiche fungirte als Todtenrichter der Barkeeper kraft seines Amtes ex-officio; Zwecks Identifizirung revidirte er die Taschen des Ueberziehers und fand darin ein Dutzend oder mehr Visitenkarten: John Stiefel, 781 Wells Str., Chicago, Ill., vor. Geld war aber keins mehr vorhanden. Der letzte Nickel war, wie die Dörfer des Rodensteiners, veri—trunken. — Der Kellner lief nach der nächsten Droschenkutscher-Haltestelle, Madison und Clark Straße, wo der Nestor aller Chicagoer Droschkenkutscher, der allen Nachtschwärmern wohlbekannte Pat, seinen Stand hält. Pat nahm die Leiche in Augenschein.

Er nickte. Das Aussehen derselben schien seinem Kennerblick Garantie zu bieten, daß die Transportkosten von den Angehörigen getragen würden. C. O. D. heißt's im Expreß-Geschäft. Ohne weiteres Wort nahm er die Visitenkarte, steckte sie in seine Westentasche, warf ohne Hilfe der Anderen den Verunglückten wie einen geschlachteten Hammel über seine Schultern und verpackte ihn, so gut es eben ging, in seiner Droschke.

Der Kaffeklatsch war in vollem Gange. Die Damen unterhielten sich vortrefflich. Die Vorgänge in den verschiedenen Vereinen, Logen, Gesellschaften, wozu die Einzelnen gehörten, wurden lebhaft erörtert. Dann gab es höchst interessante Neuigkeiten aus dem Kreise der Bekannten zu berichten. Eine bevorstehende Hochzeit gab Stoff zu pikanten Erzählungen aus dem Vorleben der Brautleute. Mrs. Atis, die das Referat übernommen hatte, gab zum Schlusse ihr Urtheil dahin ab, daß diese Ehe keine glückliche sein werde. Er ist ein Deutscher und sie eine g e b o r e n e Amerikanerin!" schloß sie. Damit versetzte sie ihrer lieben Gastgeberin einen feinen Hieb, denn das war auch eine hier geborene Amerikanerin, und die Ehe war (eben wegen der verschrobenen amerikanischen Temperenz- und anderer Schrullen der Frau) nichts weniger als glücklich.

Der Hieb saß, und die liebenswürdige Hausfrau wollte eben ihrer Freudin mit gleicher Münze heimzahlen; da ging die Hausglocke, als ob ganz Chicago in Feuer wäre, und Frau Stiefel lief zur Thür. Der Droschenkutscher war da. Er übergab die Visitenkarte. Der Herr wäre in der Kutsche, sinnlos betrunken, so gut wie todt! Wo er ihn abladen solle? Die arme Frau war keines Wortes mächtig. O über die Schande! Früher hatten ihn doch noch seine Saufkameraden nach Hause bringen können, aber jetzt nahm es schon Pferd und Wagene! Und gerade heute mußte das passiren! Wie hatte sie sich gefreut, daß, nachdem das „Schwaben-Piknik" verregnet, er auf den Gedanken gekommen war, nach Milwaukee zu fahren. Die feine amerikanische Damengesell-

schaft und der grobe deutsche Michel paßten schlecht zusammen — und jetzt war er hier geblieben und hatte sich so fürchterlich betrunken! Sie würde vor Scham in die Erde sinken, wenn ihre Freundinnen ihn in diesem Zustand sehen sollten. Da kam ihr ein rettender Gedanke. „Fahren Sie in die Alley; ich werde die Hinterthüre öffnen." Das geschah. „Nun wollen wir ihn in den Kohlenstall tragen; öffnen Sie die Kutsche", befahl sie weiter.

Der alte Pat wußte, was sich gehörte. „Das ist keine Arbeit für Ladies", antwortete er höflich und schob sie bei Seite, warf den Verunglückten über die Schulter und Alles, was sie erkennen konnte, war der helle Ueberzieher. „Legen Sie ihm den Ueberzieher unter den Kopf", rief sie in den Stall, wo Pat seine Fracht deponirte. „Schon geschehen und besten Dank" sagte Pat, als er die fünf harten Thaler fühlte, die sie ihm in die Hand drückte, setzte sich auf seinen Bock und fuhr davon.

Frau Stiefel war naß bis auf die Haut. Sie mußte sich erst umkleiden, ehe sie sich den prüfenden Augen ihrer Freundinnen aussetzen konnte. Das wüthende Geklingel, das lange Ausbleiben, das Wechseln der Kleider, ihr verstörtes Aussehen hatten die Neugierde der Damen wachgerufen, aber Frau Stiefel wich allen Anspielungen geschickt aus und überhörte alle direkten Anfragen. Die ganze Gesellschaft fühlte sich dadurch beleidigt und empfahl sich früher als gewöhnlich, aber Jede gelobte sich, schon dahinter zu kommen, was eigentlich losgewesen war. Als Frau Stiefel diesen Abend zu Bett ging, schwor sie sich feierlichst zu, sobald Anna den Charlie geheirathet hätte, würde sie sich von ihrem Manne scheiden lassen und zu ihren Kindern ziehen. Länger konnte sie das Leben an der Seite dieses Trunkenboldes nicht ertragen.

Unterdessen schlief Charlie, den seinem Schwiegervater aufs Konto geschriebenen Rausch aus! Ein brennender Durst weckte ihn endlich auf. Der Katzenjammer schreit nach Wasser, das der Rausch schnöde verschmäht hat. Im halben Schlafe noch fischte er nach der Wasser-

karaffe, die er der Vorsicht halber für solche Fälle immer unter seinem Bette stehen hatte. Aber statt des Wassergefäßes faßte er auf ein Stück Kohle. Wie kamen die Kohlen unter sein Bett? Vollständig ermuntert, riß er die Augen auf. Das Dämmerlicht des neuen Tages schien durch die offenstehende Lucke — er sah, er lag in einem Kohlenstalle. Herrgott! Wie er bloß dahingekommen war und wie sah sein heller Anzug aus! Vorsichtig öffnete er die Stallthür ein wenig — war's möglich? Er war ja — der Henker mag wissen wie — in seinem Suff in den Kohlenstall seiner zukünftigen Schwiegermutter verbiestert! Flucht! schleunigste Flucht! war hier die einzige Möglichkeit zur Rettung, denn es konnte immerhin möglich sein, daß er in seinem dunkelen Drange hierher getappt war, ohne daß ihn ein Hausbewohner bemerkt hatte. Mit einem Satz war er über den Zaun in der Alley; hier machte er zunächst die äußerst nothwendige Toilette, indem er sich in einem Pferdeeimer wusch und an einem alten Stück Blanket abtrocknete; dann lief er die Alley hinunter, um mit der letzten Owlcar nach der unteren Stadt zu fahren. Doch als er entdeckte, daß, wie wir bereits wissen, in der Tasche tiefsten Gründen auch nicht e i n Nickel zu finden war, da murmelte er etwas zwischen den Zähnen, das gerade nicht wie ein Morgengebet klang; denn er wohnte an der 75. und Halsted Straße, und die Aussicht auf diesen Morgenspaziergang in seiner jetzigen Verfassung war geeignet, seine ohnehin schon jämmerliche Gemüthsverfassung noch zu verschlechtern. Das Geräusch, das Charlie bei seinem Exodus aus dem ungastfreundlichen Stalle gemacht, oder, wollen wir lieber zur Ehre der Frau Stiefel annehmen, die Sorge um das Wohl ihres lieben Ehegemahls hatten diese aus den Kissen aufgeschreckt. Sie machte schnell die nothwendigste Morgentoilette und eilte nach dem Stalle.

Doch wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie den Vogel ausgeflogen fand? Nur der Ueberzieher war da, aber in einer schrecklichen Verfassung. Kein Wunder, war er

doch quittennaß, und hatte sich Stiefel die ganze Nacht in dem Kohlenstaub herumgewälzt. Der mußte erst gründlich ausgewaschen werden. Sie hing ihn deshalb an einen Haken im Stalle und eilte in's Haus zurück. Also so weit war es mit ihrem Mann gekommen! Nicht genug, daß er sternhagelvoll am Abend nach Hause transportirt wird, nein, noch vor Tagesgrauen stiehlt er sich aus dem Hause oder vielmehr Stalle, um weiter zu saufen! Abendgedanken, sagt man, sind keine Morgengedanken, weil die Entschlüsse, die wir Abends fassen, oft wie der Nebel vor der Sonne, vor dem Frühroth des nöchsten Morgens verschwinden. Aber ihr Entschluß, den sie letzte Nacht gefaßt, sich von Stiefel scheiden zu lassen, stand fest, fester wie am Abend zuvor. Sie wollte sich weiter nicht mehr ärgern, ihm auch keine Vorwürfe mehr machen. Wozu? es nützte ja doch nichts.

Ein Geräusch der Hausthüre ließ sie aufhorchen. Sie hörte, wie Jemand dieselbe aufschloß. Es war Stiefel. „Guten Morgen, Frau!“ sagte er freundlich. „Schon auf? Hast mich wohl schon mit dem Frühzug richtig erwartet? Soll Euch schön von Milwaukee grüßen!“

Von den Milwaukee'ern? Der freche Hohn überstieg doch Alles noch Dagewesene. Dieser Saufbruder wird von ihr selbst in seinem eigenen Stalle einquartiert, und höhnt sie mit einem Gruß von Milwaukee! Angesichts dieser unfaßbaren Gemeinheit schwinden ihre Vorsätze, ihn nicht mehr zu schelten, wie Butter an der Sonne. Eine Sturmwelle von Vorwürfen ergießt sich über sein Haupt. „Donnerwetter“, unterbricht er sie jetzt noch ärgerlich, „es ist doch am Ende kein Verbrechen, wenn ich den Onkel Albert in Milwaukee besuche!“ — — —

„In Milwaukee? Du in Milwaukee? Mensch, bist D u wahnsinnig oder willst Du m i c h wahnsinnig machen?“ schrie sie wüthend. „Hat man Dich nicht betrunken in einer Droschke nach Hause gebracht, und habe ich Dich nicht, weil ich mich vor den Damen geschämt, in den Stall schleifen lassen?“

„Das war ja äußerst liebenswürdig von Dir, mein

Schatz", höhnte er die vor Wuth Schäumende; „nur schade, daß Du das geträumt hast. Vorläufig, weißt Du, mein Herzlieb, logire ich noch nicht im Stalle, sondern bin noch der Herr in diesem Hause hier!" Damit sprang er auf, warf die Stubenthür in's Schloß, daß es krachte, und ging nach seinem Zimmer. „Die alten Betschwestern machen meine Alte noch total verrückt", brummte er vor sich hin. Dann legte er sich auf's Ohr, um von der schweren Sitzung in Milwaukee auszuruhen. —

Nachmittags war es seine Gewohnheit, zur Verdauung, wie e r sagte, aus Geiz, wie die Freundinnen seiner Frau sagten, Holz zu hauen. Er ging deshalb nach dem Kohlenstalle, in dem auch das Holz war. — Da hing sein Ueberzieher! Wie kam der dahin? Und wie sah der aus? Er hatte ihn doch gestern dem Charlie gegeben, damit er ihn zurückbringen sollte. — „War Charlie gestern Abend hier?" fragte er Anna, die gerade das Müll in den Aschkasten trug. Das Mädchen verneinte und verschwand schleunigst; denn sie hatte ihre Mama zu sich selbst sprechen gehört, daß der Papa übergeschnappt sei. Wäre sie noch einen Augenblick länger dageblieben, so wäre sie fest überzeugt gewesen, daß dies in Wirklichkeit so war, denn Stiefel fing plötzlich ohne jede sichtbare Veranlassung an zu lachen, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen. „So ist's", rief er, „so ist's! Das ist ja ein Hauptjux!" — Der edle Schwiegersohn hat hier seinen trunkenboldenhaftigen Schwiegerpapa **in spe** im Kohlenstall würdig repräsentirt!

Es ist eine altbekannte Thatsache, daß der Verbrecher gerne an den Schauplatz seiner verbrecherischen Thätigkeit zurückkehrt. Todtmüde, wie Charlie nach dem weiten Marsche war, Ruhe konnte er keine finden. Es trieb ihn förmlich zurück. Er mußte erfahren, ob seine Schandthat ruchbar geworden; außerdem mußte er dem alten Stiefel Wind wegen des Ueberziehers vormachen, da er glaubte, er hätte ihn sicher verloren. Sobald er daher seinen äußeren Menschen — der innere hatte es eigentlich noch viel

mehr nöthig — in Ordnung gebracht hatte, war er auf der Hochbahn. Das ging freilich schneller, als wie heute Vormittag **per pedes apostolorum.** In der unteren Stadt suchte er wohl eine Stunde nach dem Lokal, in dem er gestern eingekehrt war; aber er gab schließlich den Versuch als vergeblich auf und nahm die Wells Str.-Car. Schon einen Block vor dem Stiefel'schen Hause stieg er aus und schlich durch die Alley bis zu dem Holzstalle, in der er die Nacht zugebracht. Er hatte Glück. Der alte Stiefel hackte gerade Holz — den konnte er ja ungenirt auspumpen. — Durch den Zaun gedeckt, gab er allerlei Signale, bis der Alte aufmerksam wurde und durch die Hinterthür in die Alley hinaustrat. Wie ein Pfeil schoß er an ihm vorbei und in den Stall, denn da die Fenster der Stiefel'schen Wohnung nach dem Hofe hinausgingen, fürchtete er, von den Damen gesehen zu werden. Stiefel folgte ihm. Charlie sondirte langsam das Terrain; er erkundigte sich, wie Stiefel sich in Milwaukee amüsirt habe, ob die Damen gesund und munter wären, dann — schon etwas muthiger geworden —, ob nichts Besonderes im Hause vorgefallen sei. — „Alles sei in der schönsten Ordnung", antwortete Stiefel mit der unschuldigsten Miene von der Welt. „Die Damen hätten sich sehr gewundert, daß er gestern nicht gekommen sei." — „Die Luft ist rein", jubilirte Charlie innerlich; „jetzt an die Ueberzieher-Geschichte!" — „Papa", log er mit eiserner Stirne, „mir ist ein großes Unglück passirt. Auf der Hochbahn ist mir Dein Ueberzieher gestohlen worden." — — —

„Gott bewahre, Charlie", antwortete der Alte ruhig, „Du irrst Dich, der Ueberzieher ist nicht gestohlen, hier hängt er ja!" —

Der Charlie stand da wie vom Donner gerührt. Himmel, die Schande, so direkt bei der Lüge abgefaßt zu werden! Der vertrackte Ueberzieher! Daß er den auch heute Morgen hatte liegen lassen! — Er wußte vor Verlegenheit kein Wort hervorzubringen! Der alte haute in's Holz ein, daß die Splitter flogen. — Endlich warf

er die Axt weg. — „Charlie", fing er dann, langsam jedes Wort betonend, an, „paß genau auf und thue, was ich Dir sage. Erwähne n i e in Deinem Leben, daß Du in der gestrigen Nacht meinen Ueberzieher angehabt hast, sonst würde es herauskommen, daß D u und nicht i ch gestern total betrunken in einer Droschke nach diesem Hause gebracht worden bist, und D u , nicht i ch den kannibalischen Rausch im Kohlenstalle ausgeschlafen hast. — Verstanden?"

Das war Edelmuth. Das war Seelengröße, dachte Charlie. Stiefel wollte seine Sünden auf sich nehmen, um ihn zu retten. Gerührt wollte er dem Alten um den Hals fallen. —

Der aber wich drei Schritte zurück. — „Keinen Dank", sagte er, „was ich thue, thue ich wahrhaftig nicht Deinetwegen, denn Du bist ein Lump, ein Lügner und ein schlechter Kerl! — Du bist mir nur das Mittel zum Zweck: und der Zweck ist Rache zu nehmen an dem Weibe, das mir mit ihren Temperenzschrullen seit fünfundzwanzig Jahren das Leben zur Hölle gemacht hat: — Wenn sie D i ch zum Schwiegersohne kriegt — bin i ch gerächt."

Der erste Streit.

Sich selbst bekriegen, ist der schwerste Krieg;
Sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg.

Die kleine Frau redete heftig auf ihren Mann ein. — „Ach, laß mich", erwiderte dieser, „Du ärgerst mich nach gerade! Ich kann Dich heute nicht in's Theater nehmen, denn ich habe meinem Freunde Henessy versprochen, mich von ihm in seinem politischen Klub einführen zu lassen."

„Das sind Ausflüchte. Nichts als leere Ausflüchte. Du willst eben nicht mit mir in's Theater gehen. Du ziehst Deine Freunde mir vor und willst mir meine Wünsche nicht erfüllen. Kannst Du denn nicht nachgeben....aus Liebe zu mir nachgeben?...."

„Liebes Kind, mein Wort ist mir heilig. Uebrigens bleibt das Stück noch wochenlang auf dem Repertoir des McVicker-Theaters; ein andermal.."

„Nicht ein andermal, heute soll Du mich in's Theater nehmen", rief sie eigensinnig.

„Das ist eine unvernünftige Laune, der ich mich nicht fügen werde", antwortete er, mit Mühe seine Fassung bewahrend.

„So? Also das ist Deine Liebe zu mir? Vor unserer Hochzeit hast Du mir zugeschworen, daß Du mir jeden Wunsch von der Stirn ablesen und daß Du mich auf Händen tragen würdest, und heute verweigerst Du mir die Erfüllung dieser kleinen Bitte?" — Sie brach in Thränen aus. Die trotzigen Thränen erregten seinen Unmuth in hohem Grade und er sagte ihr, daß er vor seiner Verheirathung geglaubt habe, sie sei ein verstän-

diges Mädchen und nicht ein albernes Kind. So entstand aus der nichtigen Ursache ein ernster, nachhaltiger Ehezwist, der damit endigte, daß sie erklärte, entweder müsse er heute Abend sie in's Theater nehmen, oder er könne sich darauf verlassen, daß sie ihre sieben Sachen packen und zu ihrer Mutter zurückkehren werde.

Statt aller Antwort nahm er seinen Hut und fuhr, eine Stunde früher, als gewöhnlich, nach der unteren Stadt, wo er in einem der hohen Wolkenschaber bei einer Architekten-Firma eine verantwortliche Stellung als Zivil-Ingenieur bekleidete. Zum ersten Male war der Abschiedskuß unterblieben! — Frau Elsa hatte nie geglaubt, daß ihr Charlie ohne einen solchen das Haus verlassen konnte. — Wenn sein erster Aerger verraucht, wird es ihm leid thun — Nachmittags wird er schon reumüthig um Verzeihung bitten. — Aber leicht sollte es ihm nicht werden, sie wieder zu versöhnen; sie wollte ihn gehörig zappeln lassen. — In einem Buche über Frauenrechte hatte sie einen wunderschönen Aufsatz gelesen über die Pflicht der Frauen, ihre Männer zu erziehen. Es sei nöthig, damit so frühe wie möglich zu beginnen. Von der größten Wichtigkeit sei es ferner, daß die junge Frau aus dem ersten Streite siegreich hervorgehe, damit die, in jedem Mann schlummernde Herrschsucht gleich im Keime erstickt werde. —

In Erwartung des kommenden Triumphes rieb sie sich vor Vergnügen die Hände; sah sie doch schon ihren Charlie mit reumüthiger Miene ihr die beiden Theatertickets präsentiren und um einen „Sei-wieder-gut-Kuß" betteln. — Langsam rückte die gewöhnliche Zeit seiner Heimkehr heran. Aber er kam nicht....er nahm ihre Drohung nicht ernst; vielleicht lachte er über sie, speiste im Restaurant und ging mit dem unausstehlichen Henessy in den politischen Klub. —

Nein, lachen sollte er über sie nicht; obwohl sie ihm nur gedroht hatte, um ihn als reuigen Sklaven zu ihren Füßen zu sehen, jetzt wollte sie Ernst machen; sie wollte zu ihrer Mutter zurück.

„Es wird eine harte Strafe für ihn sein", dachte sie, „wenn er nach Hause kommt und findet, daß ich ihn verlassen. Wie er sich wohl anstellt, wenn ihm das Mädchen erzählt, daß ich zu meiner plötzlich erkrankten Mutter gefahren bin und voraussichtlich dort längere Zeit bleiben werde? Ich glaube, er kommt noch heute Nacht nach Evanston hinaus!"

Die Uhr schlug acht. — Also richtig; er holt sie nicht zum Theater; „gut denn, mein Herr Gemahl", murmelte sie, „so holst Du mich von Evanston."

In fieberhafter Hast ging sie nun an die Reisevorbereitungen und in einer halben Stunde hielt eine Droschke vor der Thür, um sie nach Evanston zu fahren. Mitten in der Nacht traf sie bei ihrer Mutter ein. — Die alte Dame erschrak heftig über den so plötzlichen, unerwarteten Besuch. Die großen Koffer, die der Kutscher ablud, verriethen ihr, daß es sich hier nicht um einen vorübergehenden Aufenthalt handle, und sie ahnte sofort, daß die Tochter nach einem Streit mit ihrem Mann ihn verlassen habe. Sie kannte den kleinen Trotzkopf nur zu gut, aber sie stellte sich, als ob sie über den Besuch erfreut sei und derselbe sie weiter nicht befremde. Als erfahrene Frau wußte sie nur zu gut, daß bei einem Streite zwischen Mann und Frau die Mittlerdienste eines Dritten nur Oel in's Feuer gießen. Ein Ehepaar ist wie eine Scheere, deren Hälften unzertrennlich vernietet sind, und obwohl sie oft in entgegengesetzter Richtung sich bewegen, so ergeht es doch Jedem schlimm, der dazwischen kommt, namentlich wenn dieser Derjenige die liebe Schwiegermama ist. —

Frau Elsa schlief diese Nacht wenig. — Fiebernd vor Aufregung sah sie dem nächsten Tage entgegen.

Sie stand frühe auf. Die ersten Straßenbahnzüge von Chicago treffen um 7 Uhr Morgens ein. — Unzweifelhaft wird er damit kommen. Aber es wurde 7 Uhr, er kam nicht; es wurde 12 Uhr, er kam nicht. — Vielleicht wollte er keinen Urlaub nehmen; dann kam er also erst

Abends. Auch der Abend ging vorüber, ohne ein Lebenszeichen von Charlie zu bringen!

Das war empörend! Aber vielleicht war irgend Etwas passirt, das ihn am Herauskommen verhinderte. Er würde sicherlich heute geschrieben haben, und Morgen früh werde ein Brief da sein! Hinter der Gardine versteckt, lauerte sie auf den Briefträger. Richtig, er kommt über die Straße. Sie fliegt ihm entgegen. — Nichts ists, als eine Anzeige einer Departementstore-Eröffnung mit der Ueberschrift: „Evanston wird Weltstadt!“ — Sie zerknittert das Papier und wirft es ärgerlich fort.

Hatte sie ihn wirklich so gekränkt, daß er auf jeden Versöhnungsversuch verzichtete? Freilich — ja — in der Erregung hatte sie Manches gesagt, woran ihr Herz nicht glaubte. Aber sie liebte ihn so — so sehr.... das mußte er doch wissen....deshalb mußte er nachgeben....nicht sie. Ja, er mußte nachgeben....wenn er ohne sie leben konnte....nun gut, dann hatte er sie nie geliebt....und dann konnte sie auch ohne ihn leben....

Ein heißer Thränenstrom stürzte aus ihren Augen! Noch schluchzte sie zum Erbarmen, als ihre Mutter zu ihr trat, aber sie forschte und fragte nicht; Elsa sah ein, daß sie Nichts mehr verbergen könne, und war auf Anklagen und Vorwürfe gefaßt. Doch die alte Dame schien von der ganzen Aufregung ihrer Tochter Nichts zu bemerken. Wie beiläufig, als wäre sie mit ganz anderen Dingen beschäftigt, fragte sie: „Besinnst Du Dich noch auf die Frida Sobolka, die Tochter des böhmischen Schuhmachers, die während Deiner Kindheit lange Zeit bei uns als Dienstmädchen beschäftigt war?“

Elsa bejahte leichthin; soviel sie wisse, hätte sich diese Frida vor fast sieben Jahren verheirathet und sei nach dem Osten verzogen!

„Sie ist jetzt nach dem Tode ihres Mannes zurückgekehrt“, erzählte die Mutter, „und da sie sich in sehr dürftigen Umständen befindet, so wäscht sie im Tagelohn bei Familien, die sie von früher her kennen. Sie war

das beste Dienstmädchen, das ich noch je gehabt, aber einen großen Fehler hatte sie: sie war ungeheuer eigensinnig. Sie ist anders geworden — arme Seele, sie ist hart gestraft für ihren Starrsinn. Solltest Dir 'mal eigentlich ihre Geschichte erzählen lassen, sie ist sehr lehrreich."

Elsa zuckte nur die Schultern. Was ging sie das Wohl und Wehe anderer Leute an! Sie hatte schwer genug an ihrem eigenen Kummer zu tragen! Wer konnte wohl unglücklicher sein, als sie? Und wie sollten ihr die Lehren helfen, die sie für sich aus dem Schicksal anderer Menschen ziehen konnte. Und wie konnte ihr das Schicksal anderer Menschen in ihrer Lage lehrreich sein? — Für sie gab es nur ein Mittel: den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Aber sobald sie die Feder ergriff, um das Versöhnungswort zu schreiben, ballte sich ihre Hand wie im Krampf zusammen. — „Nein, nie, er muß es thun!" rief das trotzige Herz — und damit war sie wieder am Anfang ihres Gedankenkreises angekommen.

Heute war Waschtag. Die alte Dame wartete bereits auf die Ankunft der Frida in der Waschküche, und als diese eintrat, schloß sie sofort hinter ihr die Thür und erzählte ihr, daß Elsa zurückgekehrt sei, unzweifelhaft, nachdem sie mit ihrem Manne Streit gehabt habe. — Jetzt thue ihr wohl der unüberlegte Schritt leid, sie liebe ihren Charlie über Alles — aber ihr Eigensinn lasse es nicht zu, daß sie ihr Unrecht eingestehe und die Hand zur Versöhnung biete. — „Frida", fuhr sie dann fort, mühsam ihre Thränen zurückhaltend, „Du hast erefahren, welche schrecklichen Folgen Dein Starrsinn für Dich gehabt hat! — Willst Du meine Elsa vor ähnlichem Ungemach bewahren und ihr den Frieden einer glücklichen Ehe verschaffen? — Mein Kind ist krank — seelisch krank. — Erzähle ihr die Geschichte Deines selbstverschuldeten Unglücks — sie wird ihre Krankheit erkennen und genesen!"

Elsa trat in diesem Augenblicke ein. „Ist das unsere Frida?" fragte sie ganz erstaunt; „ich kenne Sie ja gar nicht wieder!"

„Kein Wunder, Miß Elsa! Ich nenne Sie noch immer so — als ich von hier vor 6 Jahren fortging, war ich ein junges, lebenslustiges Weibsbild in den Zwanzigern — und jetzt bin ich zurückgekehrt mit den Runzeln, den weißen Haaren, und dem ganzen Aussehen einer Sechzigjährigen."

„Erlebten Sie denn so Schreckliches?" fragte Elsa, die jetzt ein lebhaftes Interesse empfand! „O! Bitte, erzählen Sie mir doch Ihre Lebensgeschichte!"

„Ja, ja, Elschen", unterbrach sie die Mutter, „die Frieda muß jetzt nur erst die Wäsche besorgen, späterhin — in der Schummerstunde."

Der Arzt gibt dem Patienten die Arznei, die scharf wirken soll, nicht sofort. Er entzieht dem Kranken zunächst Speise und Trank für einige Zeit. Die alte Dame dachte, daß das Hinausschieben die Elsa auf die Erzählung gespannt machen würde, und daß in diesem Zustande die Medizin, die sie ihr damit verabreichen wollte, desto stärkere Wirkung auf ihr krankes Gemüth haben sollte. Elsa konnte kaum die Zeit abwarten, bis das letzte Stück Wäsche an die Seite geschafft war, dann aber beeilte sie sich, die Frida in ihr Stübchen, das ihre Mama seit ihrem Fortgange pietätvoll in derselben Weise, mit denselben Möbeln u. s. w. hatte bestehen lassen, zu holen. Auf ihr Geheiß nahm Frida Platz. „Ich werde Ihnen meine Geschichte erzählen", begann die Frau, „so schwer mir's wird, denn beim Erzählen muß ich immer wieder die alten Wunden aufreißen. — Wie Sie wissen, verheirathete ich mich vor 6 Jahren. Mein Mann, der mich hier beim Besuch von Verwandten kennen gelernt hatte, war Werkführer in einer pennsylvanischen Kohlenmine. Wir hatten unser gutes Auskommen; wir waren gesund, jung, glücklich. Wir hatten uns gern....Gott im Himmel, wie hatten wir uns gern! Mein Mann ging mir über Alles in der Welt....aber über meinen Eigensinn, über meinen Willen ging er mir doch nicht." — — —

Eine Pause entstand. Else athmete schwer, als ringe sie nach Luft. — Der Erzählerin Stimme wurde leis

und bebend, als sie jetzt fortfuhr: „Ich will's kurz machen. Gott hat mich furchtbar gestraft! Mit Bitten und Trotzen hatte ich es durchgesetzt, daß wir zu den Herbstfeierlichkeiten des letzten Jahres nach Pittsburg herüber fuhren. Wir waren bei Verwandten meines Mannes abgestiegen, reichen Leuten. Ein Vetter meines Joseph forderte mich auf, ihm beim Aussuchen eines Geburtstagsgeschenkes für seine junge Frau behilflich zu sein. Er erstand für einen ziemlich hohen Preis ein goldenes Armband. Nur noch ein ganz gleiches war in der Auslage vorhanden. Das mußte ich haben. Aber mein Joseph erklärte mir rundweg, ich müßte darauf verzichten, diese Ausgabe gehe über seine Mittel. Ich schmeichelte und bat. Er blieb in seinem Vorsatz fest. Das war mir noch nie passirt. Ich war außer mir! — Es kam zum Zank."

„Weiter!" hauchte Elsa, als die Frau einen Augenblick inne hielt.

„Was weiter geschah? O Gott, daß ich das Wort nie gesprochen hätte! — Ich erklärte ihm, daß wenn er mir das Armband nicht kaufen würde, ich nicht mit ihm nach Hause zurückkehren, sondern mir einen Dienst in Pittsburg suchen würde. — Er warf mir einen Blick zu, der mir bis zum Todesende vor Augen stehen wird. Dann ging er. Ich wollte ihn zurückhalten, ihn um Verzeihung bitten, ihm sagen, daß ich um das Armband jetzt nichts gebe. — Ich *wollte*, das war eben das Unglück; ich that es nicht. Der lästerliche Starrsinn schnürte mir die Gurgel zu, daß ich nicht schreien, und hielt mich an den Stuhl gebannt, daß ich nicht aufspringen konnte. Ich weiß nicht, wie lange ich so dagesessen, da klopfte es an der Thür, und bleich wie der Tod — steht der Vetter draußen. Ich schrie nicht auf, aber es war, als stände mein Herz still. — „Ein Unglück liebe Frida, erschrecke nicht.... in der Minute, da er den Jewelry Store verließ, stürzte ein Balken von oben...."

Nun erst fand ich einen Schrei, vor dem mir selber graute. In der Morgue, wohin man alle durch Unglücks-

fälle Getödteten zunächst hinbringt, in dieser fürchterlichen Gallerie des gewaltsamen Todes, sah ich meinen Mann wieder. Erstarrt war für ewig die Hand — der ich noch heute in Versöhnung die meine hatte reichen wollen. Ich wollte sie an meine Lippen führen — aber, o Graus! — ich ließ sie fallen. Sie umklammerte den Armreif, um dessen willen ich ihn in den Tod getrieben!"

In qualvoller Erinnerung stöhnte Frida auf: „Ja, ich bin seine Mörderin, nicht vor dem Gesetz oder den Augen der Welt — aber vor meinem Gewissen, dem unbarmherzigsten Richter — o! wenn mich doch Gott wahnsinnig werden ließe, damit ich von der Erinnerung an meine Schuld in meiner geistigen Umnachtung befreit bliebe. Das ist mein tägliches Gebet. — Nun wissen Sie meine Geschichte, Miß Elsa, leben Sie wohl und mögen Sie niemals in Ihrem Leben erfahren, welche furchtbare Bedeutung die beiden Worte: „Zu spät!" für ein bereuendes Herz haben können." —

Lange noch saß Elsa allein, in tiefem Sinnen verloren! Endlich erhob sie sich....schwer, langsam. Als wäre sie aus einem Traum erwacht, wankte sie hinüber zu ihrer Mutter. Sie hörte im Zimmer laut sprechen; deshalb zögerte sie einzutreten; was sie sagen wollte, das durfte Niemand als das Mütterchen hören! — Es war die Stimme des Mr. Jenkins, der mit ihrem Charlie in demselben Geschäft arbeitete. „Um Gottes willen, ihm ist ein Unglück passirt", schrie sie und stürzte, bleich wie der Tod in's Zimmer. „Man hat Sie aus der Office geschickt....Sie sollen mich vorbereiten....Sprechen Sie, sprechen Sie, im Namen Gottes, ich bin auf das Schrecklichste gefaßt!" — „Beruhige Dich doch, Kind", tröstete die Mutter, „beruhige Dich doch. Die Erzählung der Frida hat Deine Phantasie zu stark erregt. Mr. Jenkins ist nur herausgekommen, um uns zu erzählen, daß Charlie nicht, wie es sonst alle 14 Tage einmal sein Dienst verlangte, nach Galveston zur Inspizirung der von seiner Firma übernommenen Bauten gefahren ist." — „Charlie fürchtete", fiel hier Mr. Jenkins der alten Dame in's

Wort, „Sie und Ihre Frau Mama könnten sich ängstigen, wenn Sie von dem schrecklichen Unglück in Galveston hören und ihn dort glauben."

„Was ist denn geschehen in Galveston?" fragte Elsa erregt.

„Viele Tausende Menschen sind bei der großen Fluth um's Leben gekommen!"

„Und mein Charlie ist nicht umgekommen? Er lebt! O, mein Gott! wie danke ich dir, ich — Unwürdige!"

Dann ein langes, wildes, erlösendes Aufschluchzen und Elsa lag an der Brust der Mutter.

„Mutter....ich kehre zurück zu ihm.... noch heute Abend!"

Segnend ruhten der Matrone Hände auf dem Haupte ihres Kindes.

Der Zeitungsfeind.

Der alte Herr Meyerhöfer hatte sein Schäfchen im Trocknen. Nach Verkauf seines „Generalstores" in einem der kleinen Vororte war er nach Chicago gezogen. In guter Gesundheit, ohne Kind und Kegel, und mit den Gütern dieser Welt reichlich gesegnet, hätte er in seinem komfortablen Privathotel wie der Vogel im Hanfsamen leben können — wenn er sich nicht geärgert hätte. — Eigentlich, so paradox wie das klingen mag, schadet der Aerger keinem glücklichen Menschen; im Gegentheil, er ist ihm so nothwendig, wie der Dampfmaschine das Ventil. Ein kleiner Aerger übt eine wohlthuende Erschütterung auf die immerwährende Gemüthsruhe aus, in der wir ohne einen kleinen Stoß schließlich träge einschlafen. Wenn gewisse Thiere von giftigen Schlangen gebissen sind, so treibt sie ihr Instinkt Pflanzen zu fressen, die ein Gegengift enthalten; der Mensch, der das ermüdende Gleichmaß der glücklichen Tage nicht zu tragen vermag, sucht unbewußt' das richtige Heilmittel dafür auf, den Aerger. — Wie alle gute Medizin, schmeckt auch der Aerger bitter, denn das Aergerliche am Aerger ist eben, daß man sich — ärgert.

Herr Meyerhöfer hatte seine Medizin in der Lektüre der Zeitungen gefunden. — Welche unerschöpfliche Quelle des reinsten, unverfälschten Aergers für ihn, diese Zeitungen! Aber eben deswegen las er seine Morgenzeitung vom ersten bis letzten Wort mit einer Genauigkeit durch, wie der anspruchvollste Herausgeber sie nur von seinem tüchtigsten Korrekturleser verlangen kann. — Das Feuilleton war ihm ein Greuel. Diese albernen Liebesgeschichten — aber er las sie, bis die

Dorothea ihren Hermann gekriegt hatte oder, je nach Umständen, mit ihm in den See gegangen war; an dem Leitartikelschreiber, dessen Ansichten den seinen stets schnurstracks entgegenliefen, rächte er sich durch den uralten, aber ewig neuen Witz, daß der Mann „Leidartikel" schreibe und ihm „leid thue." — Weil er vor Jahren in einem „Extrablatt" um 7 Uhr Morgens gelesen, daß der alte Kaiser Wilhelm um 9 Uhr Vormittags desselben Tages gestorben sei und er von der Zeitdifferenz zwischen Berlin und Chicago keine Ahnung hatte, so schwor er, daß alle Depeschen schwindelhafte Fabrikate seien. Die „Nachrichten aus Deutschland" verschluckte er mit einer förmlichen Wuth. Weil darin so viel von Kaisern und Königen, Fürsten und Generalen, und bloß alle sieben Jahre einmal ein höchst triviales Vorkommniß aus seiner Vaterstadt Buxtehude berichtet war, verstieg er sich zur Behauptung, die deutschen Zeitungen mästeten sich vom Reptilien-Fonds. Die lokalen Nachrichten erklärte er für gewöhnlichen Kaffeeklatsch, aber er las, las Zeile für Zeile, bis bei den Anzeigen sein spezieller Aerger über die Zeitungsmenschen auf die Menschheit im Allgemeinen übersprang. Es gab keinen ehrlichen Menschen mehr! — Er hatte auch annoncirt, aber hier — du lieber Gott — ein Blinder konnte ja den Schwindel mit dem Krückstock fühlen! Aergerte er sich schon gewaltig über die geschäftlichen Anzeigen, so gaben ihm die Heirathsgesuche einen Stich in's Herz. — Ja, die Welt war tief gesunken und alles Schamgefühl daraus verschwunden! — Den Schluß seiner Lektüre bildete die Rubrik: „Persönliches." — Diese las er auf's Allergenaueste, denn das Geheimnißvolle der versteckten Fragen und Antworten gab seiner Phantasie hinreichend Stoff, sich ganze Romane auszuspinnen. Er betrachtete diese Anzeigen wie Wasserbläschen, die aus dem tiefen Grunde verborgener Leidenschaften an die Oberfläche der Oeffentlichkeit emporsteigen. Herr Meyerhöfer hatte ein gutes Herz, das trotz seines Aergers warm für seine Mitmenschen schlug, und er war

immer bereit, den Bedrängten und Unglücklichen beizustehen. Wenn auch nicht mit der That, mit seinem Rath war er stets bei der Hand, so oft er auch schon Undank dafür geerntet hatte. Aber hier konnte er nicht warnend einschreiten, rath- und thatlos mußte er die Zeitung aus der Hand legen, wenn er las, wie der böse Verführer, „der schwarze Herr mit der Rose im Knopfloch", die Unschuld, „das junge Mädchen mit der Musikmappe" zum Rendez-vous in die Falle „beim Schillerdenkmal" lockte; er konnte „die junge Wittwe" nicht abhalten, „die Bekanntschaft eines lebenslustigen, älteren Herrn zwecks geselligen Vergnügens" zu machen. Das Herz blutete ihm: sah er doch in eben dieser Spalte die Quittungen über die Schuld, die der Leichtsinn zu zahlen hatte. Was anders bedeuteten die ängstlichen Erkundigungen nach „Dear L", „My Fred" u. s. w., als die bangen Klagerufe der Bethörten nach dem schändlichen Verführer?

Seit drei Tagen erschien eine Annonce, in der eine Thusnelda ihren Hermann um Antwort auf ihre postlagernd gesandten Briefe und um seine Adresse bat. Meyerhöfer wurde unruhig. Dreimal hatte das arme Mädchen gerufen, und dreimal hatte der hartherzige Mann sich abgewendet. Schändlich! Am vierten Morgen riß er dem Boten die Zeitung förmlich aus den Händen und überflog gegen seine sonstige Gewohnheit die Rubrik „Persönliches" zuerst. Richtig, da stand wieder dieselbe Anzeige! — Das war ja ein ganz niederträchtiger Hermann, und der armen Thusnelda mußte geholfen werden. Er sann lange nach; endlich rieb er sich vergnügt die Hände, ließ sich Papier und Feder bringen und schrieb folgendes Inserat:

„Hermann! Wenn Sie ein Gentleman sein wollen, antworten Sie Ihrer Thusnelda!
Richard!"

War es wirklich sein gutes Herz allein, das ihn zwang, für das arme Mädchen wider einen unbekannten Gegner eine Lanze zu brechen? So glaubte unser

Freund Meyerhöfer; wir aber, als Menschenkenner, wissen leider besser, daß die Triebfeder seiner anscheinend so edlen Handlungsweise der instinktive Drang nach Aerger war, den man niemals in reinerer Kultur gezüchtet finden kann, als wenn man seine Nase in Dinge steckt, die einen absolut nichts angehen! — „Mang Eheleuten soll man sich nicht mangoliren", sagt der Ostpreuße, und „mang abgebrochene Liebesverhältnisse erst recht nicht", sage ich!" —

In der folgenden Nacht konnte Meyerhöfer nicht schlafen. Ob Thusnelda wieder nach ihrem Hermann rufen, und was Hermann wohl denken wird, wenn er seine Mahnung liest?

Das Erwartete, Gefürchtete traf ein. Thusnelda rief wieder vergeblich; was Hermann von seiner Warnung dachte, las er am nächstfolgenden Morgen in folgender Zeile:

„Richard: Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Bohnen!

Hermann!"

Meyerhöfer, oder wie wir ihn jetzt als glücklichen Besitzer eines Nom de Plume bezeichnen können, Richard, sann auf Rache. Am nächsten Tage konnte man lesen:

„Hermann: Höflichkeit ist Ihre Sache nicht, wie es scheint, aber hoffentlich besitzen Sie soviel Anstand, daß Sie endlich Thusnelda antworten. Richard."

Als Antwort in der nächsten Zeitung:

„Richard: O, si tacuisses . . . etc. . . .

Hermann."

Meyerhöfer las, las wieder, las zum dritten Mal. O, si tacuisses! — Das war doch kein Englisch, war doch kein Deutsch? Halt, das war Latein! — Was hatte der freche Kerl mit dem ächt deutschen Namen ihn in lateinischer Sprache zu apostrophiren? — Die ersten beiden Worte waren ja wohl verständlich. O, si gleich

„Oh, Sie“ — aber das Dritte, tacuisses, das war jedenfalls ein Schimpfwort, vielleicht „Esel?“ — „Oh, Sie Esel!“ — Um aber seiner Sache doch sicherer zu sein, schrieb er die Worte auf einen Zettel und fragte den Charlie, den Clerk, der im Geruch großer Gelehrsamkeit stand, so von ungefähr, ob diese Worte nicht die von ihm untergeschobene Bedeutung hätten? „Ja, gewiß“, belehrte ihn dieser, “O, si tacuisses” bedeutet so viel als: „Oh, Sie Esel, aber es steht gewöhnlich für die Abkürzung eines ganzen Satzes, der folgendermaßen lautet: „O, Sie Esel, halten Sie gefälligst Ihren Mund, damit die Menschen nicht merken, was Sie für ein Heupferd sind!“

Und das wagte der Kerl, dieser Hermann, ihm zu sagen! Na, warte! Am ganzen Tage war Meyerhöfer nirgends zu sehen. Er saß auf seinem Zimmer unter strengster Klausur und sann auf eine kurze, treffende, gepfefferte und gesalzene Replik. Wie sie lautete, wird die Welt nie erfahren, sie ist verloren gegangen, wie so manche andere werthvolle Handschrift. Dafür aber stand als erste Zeile im nächsten Blatt mit gesperrter Schrift folgende Bemerkung der Zeitungs-Expedition:

„Herrn Richard und Hermann. Wir betrachten Ihre Kontroverse als abgeschlossen. Für persönliche Angriffe haben wir keinen Platz. —“

Diese Preßbanditen! Nicht einmal das Recht der Selbstwertheidigung gestehen sie ihren Kunden zu. — Er schwor, nie wieder eine Zeitung in die Hand zu nehmen; war aber nichts desto weniger am nächsten Morgen der Erste auf den Beinen, um mit Schmerzen auf die Ankunft des Trägers zu warten.

Am Ende ist der Hermann eifersüchtig geworden — und er will sie nun tödten; aber *sein* Leben ist ja dann auch recht gefährdet, wenn dieser Wütherich ihn zu finden weiß. — Bei dem Gedanken an den Dolch dieses Othello zittert er im ersten Augenblick. Er denkt daran,

sich hinter seiner Pseudonymität versteckt zu halten und die arme Thusnelda ihrem Schicksal zu überlassen — aber nur im ersten Augenblicke ist er schwach. Er ist sich ja keiner Schuld bewußt, und mit dem Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit kommt ihm der Muth und mit dem Muthe die Erkenntniß, daß es als Mann seine Pflicht ist, für seine Handlungen ganz und voll einzutreten. Als Ehrenmann fühlt er sich gebunden, den Schutz, den er der Dame unaufgefordert durch seine mahnenden Worte an Hermann leisten wollte, jetzt auch wirklich durch die That, und wäre es mit Einsetzung seines Lebens, zu gewähren. Damit seine heroische Stimmung keine Zeit hat, sich wieder zu verflüchtigen, setzt er sich nieder, schreibt mit fester Hand seine Adresse, steckt den Zettel in ein Kouvert mit der Aufschrift „Thusnelda" und sendet das wichtige Dokument mit expressem Boten nach der Zeitungsexpedition. — Seine Heldenthat, die er sich selbst kaum zugetraut hatte, hat ihn in eine gehobene Stimmung versetzt, aber dennoch kann er die schöne Gelegenheit nicht verpassen, den Zeitungsmenschen eins auszuwischen. „Zu was für verwünschte Geschichten diese Preßbanditen einen unschuldigen Menschen bringen können", brummte er. Dann geht er nach seinem Zimmer, verschließt die Thür und wartet mit sehr gemischten Gefühlen — da der Thermometerstand seines Muthes mit jeder Minute sinkt — der Dinge oder Menschen, die da kommen sollen.

* * *

Spät am Nachmittag desselben Tages rollt ein elegantes Cab vor, dem ein Herr und eine Dame entsteigen. Ersterer erkundigt sich nach der Zimmernummer des Herrn Meyerhöfer und entfernt sich nach erhaltener Auskunft. Die Dame bleibt in dem Wartezimmer zurück. Der Herr steigt die Treppe hinauf und klopft an Nr. 29. — Keine Antwort. Er klopft wiederholt und stärker an, da er leise Fußtritte im Zimmer zu hören

vermeint. — Behutsam wird der Riegel zurückgeschoben und die Thür vorsichtig nur so weit geöffnet, daß der im Zimmer Befindliche durch die schmale Ritze herausschauen kann. „Zum Donnerwetter!“ ruft der draußen Stehende, „mach doch die Thür ganz auf, daß man hereinkommen kann. Ich bin ja der — Hermann“, und da seinem Wunsche nicht sofort gewillfahrt wird, so reißt er die Thür mit einem kräftigen Ruck weit auf und platzt in's Zimmer. „Kennst Du mich denn nicht mehr?“ ruft er dem scheu zurückweichenden Meyerhöfer zu, der nicht anders meint, als daß der Eindringling ihm an den Kragen will, „ich bin ja Dein Neffe, der Hermann. Guck mich doch einmal an, ordentlich an, Onkel Richard.“ Dieser, der gar nicht den Muth gehabt hatte, dem vermeintlichen Hermann-Othello in's Gesicht zu schauen, erkennt jetzt zu seiner großen Freude seinen Neffen, begrüßt ihn auf's Herzlichste und läßt sich von ihm seine Schicksale erzählen. Dabei erfährt man, daß sein Neffe, den er im fernen Westen gewähnt, hier bereits seit zwei Jahren als Zahnarzt etablirt ist. Er macht ihm bittere Vorwürfe, daß er ihn niemals besucht habe. Hermann entschuldigt sich, daß er des Onkels Adresse bis heute nicht gekannt habe.

„Und durch wen hast Du heute meine Adresse erfahren?“ fragt der Onkel.

„Durch meine Braut.“

„Du hast eine Braut?“

„Jawohl, und sie wartet unten in der Office auf die Erlaubniß, Dir vorgestellt zu werden.“

Damit springt er hinaus und führt in wenigen Minuten eine reizende junge Dame in's Zimmer, die er seinem Onkel als Miß Thusnelda Schmidt„ seine Braut“, vorstellt. — Bei dem Wort Thusnelda schreckt der alte Herr merklich zusammen. Die verdammte Geschichte mit seiner Zeitungs-Thusnelda war ihm während des freudigen Wiedersehens ganz aus dem Sinn gekommen! War das nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen? Sein Neffe hieß Hermann und dessen Braut

Thusnelda — gerade wie der Othello und Diejenige, die das ganze Unglück mit den Zeitungs-Annoncen angerichtet hatte. Bei der Vorstellung war er daher sehr verlegen, er konnte nur einzelne Worte herausstoßen: „Sehr gefreut", „liebenswürdige Dame", „Bekanntschaft gemacht zu haben."

„Aber wir sind doch schon alte Bekannte", lachte die junge Dame.

„Meine Neffe sagte vorhin, Sie hätten ihm meine Adresse gegeben; ich kann mich nicht besinnen, wo ich die Ehre...."

Das junge Mädchen holte aus ihrer Tasche ein Papier hervor und hielt es dem alten Herrn dicht vor Augen: „Aber, lieber Onkel, Sie haben mir ja heute früh selbst Ihre Adresse gesandt — ich bin ja die Zeitungs-Thusnelda!"

„Und ich der Zeitungs-Hermann!" folgte der Bräutigam.

„Und ich der Zeitungs-Richard!" ächzte der Onkel und fiel in einen Stuhl.

Das junge Mädchen schlich leise an den alten Herrn und drückte einen herzhaften Kuß auf seine Stirn. „Diesen Kuß", sagte sie, „für den wackeren Kavalier, der unaufgefordert Ritterdienste für eine unbekannte Dame geleistet."

„Und mich dadurch in die rasendste Eifersucht versetzt hat!" ergänzte Hermann. —

„Aber davon gründlich kurirt ist, als ich ihm heute Vormittag diesen Zettel zeigte", fuhr Thusnelda fort.

„Und ich daraus erkannte, daß mein gefürchteter Nebenbuhler mein lange vermißter Onkel Richard ist", gestandt Othello. —

„Auf Onkel Richard braucht Niemand eifersüchtig zu sein, gelt Onkel?" schloß Thusnelda. —

Herr Meyerhöfer machte ein sauersüßes Gesicht zu diesem mehr als zweifelhaften Kompliment.

Die Radikal-Kur.

Frau Schwartzmann war glücklich, daß ihr Mariechen eine so gute Partie gemacht hatte, und sie verfehlte nicht, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit mütterlichem Stolze das Glück ihrer Tochter zu preisen. Zum stillen Verdrusse ihrer aus lauter Deutschen bestehenden Bekanntschaft betonte sie dabei fortwährend, daß ihr Mariechen einen Amerikaner geheirathet hätte. Eines Tages hatte Herr Schwartzmann, weil ihm der dritte Mann beim Skatspiel ausgegangen war, wider seine Gewohnheit das Klatsch- und Kaffeekränzchen seiner Frau mit seiner Gegenwart beehrt, ein ganz besonderer Grund für seine Frau, ihr Loblied auf ihren amerikanischen Schwiegersohn und die amerikanischen Ehemänner besonders kräftig zu singen. Die guten Freundinnen der Gastgeberin freuten sich schon innerlich, daß Herr Schwartzmann den ihm vor versammeltem Kaffeeklatsch hingeworfene Fehdehandschuh aufnehmen, daß er die deutschen Ehemänner vertheidigen werde, und daß es möglicherweise zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen dem Schwartzmann'schen Paar kommen werde. Aber Nichts von Alledem. Schwartzmann reagirte auf die Ausfälle seiner Frau nicht; er trank bedächtig sein Schälchen Kaffee und hörte aufmerksam seiner redegewandten, besseren Hälfte zu.

„Es gibt ja Ausnahmen", begann sie einen erneuten Ausfall, „in denen der deutsche Ehemann seine Frau sozusagen auf Händen trägt, wie in unserer, so äußerst glücklichen Ehe (hierbei warf sie einen triumphirenden Blick über den ganzen Kreis der Frauen, gewissermaßen als Quittung für die verfrühte Schadenfreude) — aber

das sind Ausnahmen, die doch nur die Regel bestätigen! Der Amerikaner bleibt auch nach der Hochzeit der Liebhaber seiner Frau; wie vorher als seiner Braut sieht er ihr auch später den geringsten Wunsch an den Augen ab; wenn es seine Mittel erlauben, hält er ihr Bedienung; wenn nicht, bedient er sie selbst. Nicht er, sondern sie befiehlt im Hause; freiwillig hat er ihr die Stellung eingeräumt, die ihr gebührt, und um die die Frauen der anderen Nationalitäten vergeblich kämpfen. Meistentheils ist er Totalabstinenzler, wie unser lieber Schwiegersohn; all' das Elend und all' der Jammer, den die Trunksucht des Mannes über ein Haus bringt, bleibt ihr erspart, und das durch die Mäßigkeit ihres Mannes erübrigte Geld kann sie zur Ausschmückung ihres Haushaltes oder ihrer eigenen Person verwenden. Der deutsche Ehemann dagegen ist der Herr seines Weibes. Er befiehlt und sie gehorcht. Sein Haus muß nach seinen Anordnungen geführt werden, und nach seinem Ermessen erhält sie die Mittel zur Bestreitung der Wirthschaft. Ob sie damit auskommt, oder nicht, ob sie ihrer gesellschaftlichen Stellung gemäß sich kleiden kann, kümmert ihn nicht. Er verlangt es einfach und damit Basta. — Zu seinen Vergnügungen zieht er sie nur heran, um mit ihr Staat zu machen, sonst kann sie sich langweilen, soviel sie will, während er in seinem Klub, seinem Verein, oder in Kneipen das Geld todtschlägt, für das die geplagte Frau mancherlei Verwendung hätte. Ist er gar ein Gewohnheitstrinker, so ist das Elend der armen Dulderin unbeschreiblich."

Die ganze Gesellschaft blickte nach Beendigung dieser Rede auf den Hausherrn; in den Augen aller Anwesenden konnte er die Aufforderung lesen, seiner Frau wegen ihrer überspannten, amerikanischen Schrullen gehörig die Leviten zu lesen und sich die Angriffe auf die Deutschen gehörig zu verbitten. Statt dessen lächelte er ein wenig sarkastisch und sagte leichthin: „Liebe Anna, es ist ja ganz zwecklos, uns über die Frage, aus welcher Nation sich die besten Ehemänner rekrutiren, aufzuregen. Du

hast vor 25 Jahren einen Deutschen, Deine Tochter unlängst einen Amerikaner geheirathet. Die Zukunft wird entscheiden, wer von Euch Beiden das bessere Loos gezogen!"

Sprach's und empfahl sich der verwunderten Gesellschaft. Die Frau hatte gesiegt. Der Feind hatte sich ohne Schwertstreich zurückgezogen. Aber der Sieg gefiel ihr selbst nicht. Was berechtigte sie eigentlich, die Ehe ihrer Tochter als so überaus glücklich zu preisen? War sie überhaupt jetzt schon berechtigt, ein abschließendes Urtheil über ihren Schwiegersohn sich zu bilden, den sie doch eigentlich recht wenig kannte?

Im tiefen Nachdenken ging Herr Schwartzmann die Treppe hinauf nach seinem Arbeitszimmer. Als er die Thüre öffnete, erschrak er heftig. Seine Tochter Marie, die er bei ihrem Manne in Milwaukee wähnte, saß da mutterseelenallein und weinte still vor sich hin: „Du hier, Marie?" rief er, „um Gotteswillen, was ist geschehen? Du hast geweint, Du siehst so vergrämt aus.." „Still Papa", schluchzte sie leise, „still, daß die Mutter nichts hört. Ich habe mich hier heraufgeschlichen, um Dir zuerst mein ganzes großes Unglück zu erzählen. Du sollst sie vorbereiten. Es ist zu schrecklich;" und unter herzbrechendem Schluchzen warf sie sich dem Vater an die Brust. Schwartzmann bemühte sich, sein Kind zu beruhigen; endlich hatte sie sich so weit gefaßt, um ihm zu erzählen, daß sie ihren Mann verlassen habe, weil er der schrecklichste Säufer von der Welt sei. „Und der Mensch hat sich als Abstinenzler ausgegeben?" fragte der Alte verwundert. „Das ist ja ein schändlicher Heuchler....

„Nicht doch, Papa, im Grunde seines Herzens haßt er den Alkohol, wie seinen bittersten Feind. Er kämpft den furchtbarsten Kampf; aber er unterliegt. Wochenlang, monatelang rührt er keinen Tropfen an; schon hofft er seinen Feind überwunden zu haben, dann plötzlich packt ihn der Schnapsteufel in seine Klauen und er ist verloren. Wir waren vier Wochen verheirathet, die vier glücklichsten Wochen meines Lebens, denn ich liebte

— und liebe ihn auch jetzt, trotzdem ich nicht mehr mit ihm leben kann, — aus ganzer Seele. Da kam er eines Abends später, wie gwöhnlich, heim. Sein Gang war schwankend, sein Gesicht war bleich wie der Tod — ich schrie auf, ich dachte, er sei krank — ich wollte zum Doktor laufen. — „Bleib hier", lallte er, „ich bin nicht krank. Der Teufel hat mich in den Krallen — ich bin be—trunken." — Die ganze Nacht saß ich bei ihm auf, ich hörte schaudernd die Phantasien seines überhitzten Gehirns an — ich kühlte seine brennende Stirn und kochte ihm Thee und Kaffee. Endlich beruhigte er sich. Am nächsten Morgen bat er mich kniefällig um Verzeihung; er schwur, nie wieder einen Tropfen anzurühren — — — — und kehrte am Abend wieder betrunken heim. So setzte er es drei Tage fort, bis er so schwach und elend war, daß er nicht mehr aus dem Bette aufstehen konnte. — Tage unsäglicher Seelenqual für uns Beide folgten; endlich war er genesen und konnte seinem Geschäft an der Börse wieder nachgehen. Ich hoffte — und er bekräftigte es mit den heiligsten Eiden, daß dies seine letzte Spreee sein werde, Meine Hoffnung war vergeblich. Diese erste war nur die Vorläuferin anderer Periodensaufereien, die sich in immer kürzerer Zeit und immer größerem Umfang wiederholen.

In der Zwischenzeit ist er der beste liebenswürdigste Mensch und Gatte. Um keinen Preis würde er einen Tropfen alkoholischer Getränke anrühren; der Anblick eines betrunkenen Menschen ist ihm ein Greuel, und wenn ich ihn dann darauf aufmerksam mache, daß er in der Trunkenheit auf mich noch einen viel schrecklicheren Eindruck macht, dann schließt er meinen Mund mit einem Kusse und sagt mit feierlicher Miene: „Mein Kind, das w a r." Trotzdem schwebte ich in jeder Sekunde in Angst vor einem neuen Ausbruch, und diese Angst und Sorge haben meine Kräfte vollständig aufgerieben. — Gestern hat er wieder den Anfang mit einer Spree gemacht — deshalb habe ich ihn heute Morgen, wenn auch mit blutendenm Herzen, verlassen!"

Während dieser Erzählung war Schwartzmann in tiefen Gedanken auf und ab gegangen.—Endlich blieb er vor seiner Tochter stehen. — „Liebst Du Deinen Mann noch, wirklich und aufrichtig, und denkst Du auch, daß er trotz seines Fehlers Dich wahrhaft liebt?" fragte er sie. — „Ja", antwortete sie bestimmt. — „Würdest Du ein großes Opfer bringen, wenn Du Deinen Mann von der Trunksucht heilen könntest?" — „Das größte", erwiderte sie zuversichtlich. — „Gut, denn; es gibt ein Mittel, aber es ist eine furchtbare Medizin; nicht blos für den, der sie einnimmt, auch für den, der sie austheilt. Weißt Du, was den scheußlichsten Anblick auf dieser Welt bietet? das ist ein betrunkenes Weib! Der Trunkenbold selbst in seiner tiefsten Verkommenheit wendet sich mit Ekel ab, wenn ihm sein Laster in dieser Form entgegentritt. — Des Menschen Seele schaudert, wenn sie der Schöpfung Meisterstück, das Weib, sich im Schlamme des gemeinen Lasters wälzen sieht! — Und diesen schrecklichen Anblick sollst Du Deinem Mann bereiten! — Er muß in den Wahn versetzt werden, daß Du in der Verzweiflung zur Schnapsflasche gegriffen, daß Du eine Säuferin geworden, und es bleiben wirst, so lange er selbst diesem Laster fröhnt. — Bessert ihn das nicht — so gib ihn als verloren auf; aber ich weiß bestimmt, es wird ihn retten. Wir wollen dem armen Mutterherzen den schweren Schlag ersparen; laß ihr ihre Freude über Dein vermeintliches Glück und über ihren amerikanischen Schwiegersohn — ihre Mutterliebe hat sie eben blind gemacht! Kehre heimlich, wie Du gekommen, wieder nach Milwaukee zurück. — Sobald Dein Mann diesmal über seinen Anfall herüber und wieder im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist, zwinge Dich dazu, zu trinken. — So schwer es Dir ankommen mag, trinke täglich mehr, trinke zuletzt unmäßig; kämpfe Dein weibliches Schicklichkeitsgefühl nieder, betrinke Dich in der Oeffentlichkeit und begehe in der Trunkenheit Exzesse, die Aufsehen erregen. Denke nicht, was andere Leute sagen werden, denke stets an den geliebten Mann,

den Du retten willst! Das Opfer, das Du bringen mußt, ist groß, aber größer der Gewinn — eine verlorene Menschenseele, die man liebt, wiedergefunden zu haben.

Im ersten Augenblicke schauderte die junge Frau vor dem Vorschlage ihres Vaters zurück! — Sie sollte ....gräßlich! Aber doch, wenn es ihr gelänge, ihren Mann von der schrecklichen Krankheit zu heilen?.... Liebte sie ihn denn nicht von ganzem Herzen?.... Und wessen ist wahre Liebe nicht fähig?.... Ja, sie wollte das Rettungswerk unternehmen, und sollte sie darüber zu Grunde gehen!

Sie verabschiedete sich herzlich von ihrem Vater, und schlich leise. wie sie gekommen, aus dem Hause. Sie mußte am Parlor vorbei. Fröhliches Lachen und munteres Plaudern; deutlich hörte sie eine Bekannte zu ihrer Mutter sagen: „Sie können glücklich sein, Frau Schwartzmann, solch' einen Schwiegersohn." — Das schnitt ihr in's Herz! — O, wenn die Glücklichen geahnt hätten, was ihr bevorstand....

In den nächsten Tagen nach dieser inhaltschweren Unterredung mit seiner Tochter war Schwartzmann in begreiflicher Aufregung. Schwere Bedenken stiegen in ihm auf, ob er recht gehandelt; ob es nicht besser gewesen, den Säufer seinem Schicksale zu überlassen. Tag für Tag verging, ohne eine Nachricht von Milwaukee zu bringen. Aus den Tagen wurden Wochen. Seine Aufregung steigerte sich zur nervösen Unruhe. Er hatte die größte Mühe, diese seiner Frau zu verbergen. Endlich konnte er die Ungewißheit über das Schicksal seiner Tochter nicht länger ertragen, und unter dem Vorwande einer Geschäftsreise nach Minneapolis reiste er nach Milwaukee.

Das Haus seines Schwiegersohnes lag ganz in der Nähe des Depots der Northwestern-Bahn. — Er schellte an der Frontthüre. Niemand öffnete. Auch die Hinterthüee war verschlossen und die Fensterläden herabgelassen. — Das Haus lag da, wie ausgestorben. „Sind

Johnsons ausgezogen?“ fragte er eine Nachbarin, die neugierig über den Zaun sah, in so gleichgiltigem Tone, wie es seine Aufregung gestattete. „Haben Sie denn noch nicht gehört„, erzählte diese dienstbeflissen und kam durch die Pforte, die die beiden Höfe mit einander verband, „daß sie in der letzten Woche die Frau Johnson aus dem Polizeigericht nach dem Dr. Schneider seiner Privatheilanstalt für Nervenkranke gebracht haben? Wer hätte das je gedacht, daß das liebe gute Frauchen mit einem Male so saufen — ja, ja lieber Herr, das ist das rechte Wort, saufen würde, daß sie die Jimjams kriegte? Niemand hat davon früher eine Anhnung gehabt, im Gegentheil, wir haben sie bedauert, weil der Mr. Johnson manchmal an die Spree gegangen ist; aber mir sind die Augen aufgegangen. Denken Sie, mein Alter schickt mich neulich zum „dicken Franz“ für ein Pint Bier zu seinem Lunch. Wie ich in den Saloon komme, steht die Mrs. Johnson an der Bar und „trietet“ das ganze Kraut, was da herumhängt. Wie sie mich sieht, schreit sie: „Für die Frau Nachbarin auch einen großen! Wenn unsere Männer trinken, können wir auch trinken!“ Ich habe mich geschämt und bin fortgegangen; sie hat aber den großen, für mich eingeschenkten Schnaps mit einem Zuge 'runtergewürgt. Brrr — — An dem Tage hat die Frau und das Dienstmädchen des Saloonwirthes sie total betrunken nach Hause gebracht. Das ist dann alle Tage so gegangen und immer noch schlimmer geworden! Zuletzt hat sie Spektakel auf der Straße gemacht und ist eingesperrt worden, aber der Polizeidirektor hat sie nach der Heilanstalt geschickt.“

„Und der Mr. Johnson?“ stieß der alte Herr mühsam aus.

„Der arme, junge Mann! Na, er hat ja auch bisweilen stark getrunken und Manche meinen, daß sie bloß aus Verzweiflung darüber sich dem Trunke ergeben hat; aber ein Mann ist doch ein Mann und hat das Recht, 'mal Eins zu trinken, sagt mein Alter. — Ja, der arme Mr. Johnson! Der soll über das Unglück wahnsinnig gewor-

den sein! Er hat geweint, wie ein kleines Kind, hat vor ihr auf den Knieen gelegen, sich die Haare ausgerauft; aber sie hat nicht eher geruht, bis sie die Jimjams gekriegt und in's Krankenhaus gekommen ist — da ist er ihr gefolgt und soll Tag und Nacht an ihrem Bette wachen —"

Die Erzählung der gesprächigen Frau hatte den alten Herrn in ungeheure Aufregung versetzt; aber er bezwang sich und unterbrach ihren Redestrom mit der Bemerkung, er werde später einmal wieder vorsprechen. —

Er rief die nächste Droschke an, ließ sich nach der Nervenheilanstalt fahren und dort bei dem Superintendenten der Anstalt melden, dem er sich als der Vater der kranken Mrs. Johnson vorstellte. — „Sie kommen, sich nach dem Befinden Ihrer Tochter zu erkundigen?" fragte dieser, und als Schwartzmann ihm versicherte, daß er vor Sorge um sein Kind fast vergehe, beruhigte er ihn zunächst, daß seine Tochter, Dank ihrer Jugendkraft und guten Konstitution die Krankheit schnell überwunden habe und bereits vollständig wiederhergestellt sei.

Schwartzmann athmete erleichtert auf. „Und mein Schwiegersohn?" Der Arzt zögerte eine Weile, seine Stirn legte sich in strenge Falten und er sprach, jedes Wort betonend: „Ich weiß Alles, Herr Schwartzmann. In ihren deliriösen Verzweiflungsanfällen hat Ihre Frau Tochter mir das Komplott verrathen, das Sie ersonnen. Sie haben ein gefährliches Spiel gespielt! — Nicht nur als Vater haben Sie die Gesundheit und das Leben Ihres Kindes auf eine Karte gesetzt, Sie haben auch Ihrem Schwiegersohne Qualen bereitet, deren Gräßlichkeit jeder Beschreibung spottet. Sogar uns Nervenärzten, die doch täglich die Qualen der menschlichen Seele vor Augen haben, schnitt das Leiden dieses Unglücklichen in's Herz. Daß er vor dem Wahnsinn, dem er sicher verfallen schien, gerettet ist, verdankt er weniger unserer Behandlung, als dem glücklichen Umstande, daß Ihre Tochter so schnell genesen. Das Bewußtsein, seine Reue

komme nicht zu spät, die Freude an seinen Vorsätzen, seinen Plänen für die Zukunft, die Dankbarkeit gegen Gott für die Genesung seiner Frau aus der schweren Krankheit, für die er sich allein verantwortlich hält — Alles das hat sein verdüstertes Gehirn erhellt und hat ihm neue Spannkraft verliehen. In wenigen Tagen wird auch er wieder hergestellt sein."

Schwartzmann bat um die Erlaubniß, seine Kinder sehen zu dürfen. „Nein", sagte der Arzt, „tragen Sie keine Unruhe in die sich jetzt beruhigenden Gemüther. Lassen Sie die Wunden erst ruhig vernarben. Ich besitze das volle Vertrauen Ihres Kindes und ich bin sowohl der Arzt, als der Freund meiner Patienten. Sie will bis zur vollständigen Genesung ihres Mannes hier bleiben; sie will Niemanden sehen, von Niemandem hören, und von hier aus will sie direkt zu Ihnen nach Chicago kommen, denn der Gedanke, hier in Milwaukee auf dem Schauplatze ihrer tiefsten Erniedrigung zu verbleiben, ist ihr schrecklich. Ihr Mann will dann so schnell, wie möglich, seine hiesigen Geschäfte abwickeln, nach Chicago kommen und fortan in Ihrem Hause mit seinem geliebten Weibe ein glückliches Leben führen."

„Die guten Aussichten, die Sie da machen", sagte Schwartzmann, „drängen mich zu der Frage: „Glauben Sie wirklich, daß mein Schwiegersohn jetzt Herr über sein Laster geworden ist?"

„Gott allein lenkt die Herzen der Menschen", erwiderte der Doktor, „aber so viel ich schwaches Werkzeug in der Hand des Schöpfers von der Menschenseele verstehen gelernt habe, ist sie geläutert aus dem Feuer der Verzweiflung herausgekommen. Der Mann wird nicht wieder trinken. Verwerflich vom sittlichen Standpunkte aus, wie Ihre Kur war; sie war, so hoffe ich, — r a d i k a l!"

Wenn in späteren Jahren Großmama Schwartzmann in ihrem glücklichen Familienkreise oder im Kaffeekränzchen das Loblied der amerikanischen Ehemänner wegen

ihrer vollständigen Enthaltsamkeit von geistigen Getränken blies und ihren Schwiegersohn Johnson als eine Perle leuchtender Tugend aufstellte, so zog dieser immer ein sehr verschämtes Gesicht und hüstelte verlegen — wohl aus angeborener Bescheidenheit.

Der alte Schwartzmann aber sah seine Tochter Marie mit einem höchst komischen Gesichtsausdruck an und zwinkerte belustigt mit den Augen. Dann schmunzelten Beide. Was die bloß immer zu schmunzeln haben? dachte die Großmama.

Der Lohn der That.

„Jauersche! „Warme Jauersche!" „Een Jroschen det Stück!" Jeder kennt diesen Ruf, der sich Berlin „bei Nacht" besehen hat. Er kommt von den „Jauermännern", oft recht fragwürdigen Gestalten, die überall, wo sich der Residenzler noch spät amüsirt, vor den Theatern, Singhallen und Vergnügungsplätzen „eigener Art" ihre fliegenden Restaurationen aufgeschlagen haben. Auf einem zusammenlegbaren Gestelle steht der dampfende Wurstkessel, dessen Inhalt durch seinen scharfen Knoblauchgeruch den Appetit der Nachtschwärmer reizt, während der „Jauermann" seinen Lockruf: „Jauersche! Warme Jauersche!" erschallen läßt. Hat er nicht den erwünschten Zulauf an dem einen Platze, so klappt er sein Gestell zusammen und postirt sich mit seinen warmen Würsten vor einem anderen Lokal auf, „wo noch 'was los ist."

Es ist eine armselige Existenz, die die „Jauersche" in Berlin ihrem Verkäufer gewährt; er muß eine verhältnißmäßig hohe Gewerbesteuer bezahlen, und die Ausübung seines mühseligen Geschäfts ist ihm durch allerlei polizeiliche Einschränkungen erschwert. Auch steht er nicht besonders hoch in der Achtung seiner Mitbürger.

Deshalb sind auch die Schwestern der „Jauerschen", die „Frankfurter" und „Wienerwurst" nach hier ausgewandert. — Die „Frankfurter" hat gut daran gethan, sie hat sich überall eingebürgert und erscheint auf dem Tische der Reichen und Armen mit dem viel geschmähten und doch so beliebten Sauerkraut. — Die Wiener Wurst dagegen nicht. Anfangs hat auch sie, wie die Jauersche

in Berlin, den Nachtschwärmern in den großen Städten dieses Landes als später Imbiß gedient; zu großer Beliebtheit hat sie es, außer in St. Louis, nirgends gebracht, und seit dem Auftauchen der „Hot Tamales", dieser „bissigen", aus Mexiko zugewanderten, Konkurrentin, hat sie sich mehr und mehr zurückgezogen und ist jetzt fast gänzlich verschwunden. — Der Ruf „Hot Wienerwurst!" ist verstummt. „Crawfish! Fresh Crawfish!" ist jetzt die Losung und „Tamales! Hot Tamales!" das Feldgeschrei der Nacht. — Nur in St. Louis hat sie sich noch in der allgemeinen Beliebtheit behauptet. Die Hügelstadt war immer eine Hochburg für die Wienerwurst und sie wird es bleiben. Und mit Recht, denn wem verdankt St. Louis seinen Aufschwung? Einzig und allein der Wienerwurst. Als sie ihren Einzug hielt, da sah es traurig aus in der zukünftigen Weltausstellungsstadt! Der alte Herr W. Lemp fuhr noch mit seiner bockbeinigen Rosinante in den deutschen Vierteln umher und hatte seine liebe Noth, das eine Faß Bier, welches er auf dem Wagen hatte, beim Maß zu verkaufen. — Aber als die Wienerwurst ihren Weg in den Hals unserer lieben Nachbarn gefunden hatte, da kriegten sie Durst, großen Durst, wie ihn nur ein Rodensteiner im Odenwald nach einem „Harung im Salze" haben kann.

Womit sollten sie den nun löschen? — In damaliger Zeit sandten wir ihnen noch nicht unser klares Seewasser durch den Kanal und das scheußliche Mississippiwasser war eben einfach ganz ungenießbar. — Da mußte Bier her, und es entstanden Bierbrauereien, eine nach der anderen, und sie wuchsen und gediehen und machten Geld wie Heu. — Die Bierproduktion hat dann St. Louis groß und in der ganzen Welt bekannt gemacht — die Wienerwurst aber ist die Wurzel, aus der die Prosperität der Brauer aufgeschossen ist.

In St. Louis gibt es mehrere Metzger, die sich ausschließlich mit der Fabrikation von Wienerwurst befassen. — Das bedeutendste Geschäft ist das von Poeckler an der Südseite. — Fast alle „Wienerwurstschwärmer" kaufen

dort ihre „Wurscht" ein, und es ist schier unglaublich, welche Unmassen dieser kleinen, appetitlichen Dinger durch die Hände der Frau Poeckler und ihrer erwachsenen Tochter gehen, die das ganze Ladengeschäft ohne fremde Hilfe besorgen. Der Besitzer, der ein schwer reicher Mann geworden, kümmert sich selbst nicht mehr sehr viel um's Geschäft, er führt nur im Allgemeinen die Oberaufsicht über das Ganze; das eigentliche Kommando in der Fabrik hat der Vormann und im Laden die Frau. — Aber deswegen ruhte Poeckler doch nicht auf seinen Lorbeeren aus. — Wenn ein Mann in seinem Geschäfte durch seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit es zu Etwas bringt, dann schreien die Leute, und namentlich d i e Leute, die in einem gleichen Geschäfte keinen Erfolg gehabt haben: Seht nur, was d e r Mensch für ein unverschämtes Glück hat. — Ist er klug, so lacht er darüber, denn er weiß, daß das alles leeres Geschwätz ist und daß sein Erfolg sein eigenes Verdienst ist; ist er aber thöricht, so bildet er sich schließlich, weil er gerade kein besonders großes Unglück gehabt, ein, daß die Leute Recht haben und die launige Göttin Fortuna ihm ganz besonders holdselig gesinnt sei. — „Du hast ja Glück", sagt er sich, und läßt sich auf Unternehmungen ein, von denen er nichts versteht. Gewöhnlich fällt er dabei schwer rein. Auch Poeckler glaubte an seinen Stern. Der Dunstkreis seiner Wurstfabrik war ihm zu enge geworden. Er spekulirte zunächst ein wenig an der Börse; er gewann. Zwar war es nicht viel, aber immerhin genug, um ihn in seinem Glauben, er habe Glück, zu bestärken. — Die geringen Zinsen, die er für sein Kapital aus der Bank zog, ärgerten ihn schon lange; er ging zu einem Agenten, der ihm das Geld zu einem höheren Zinsfuß ausleihen sollte. — Aber ehe er noch dem Agenten sein Anliegen auseinandergesetzt hatte, hatte ihm dieser einen Vorschlag unterbreitet, bei dem ein schweres Stück Geld zu verdienen sei. — Ein junger „Sport", der sich durch sein ausschweifendes Leben finanziell und körperlich vollständig ruinirt habe, sei willens, seine auf den Betrag von

10,000 Dollars lautende Lebensversicherungs-Police an Jemanden zu übertragen, der ihm 1000 Dollars dafür gebe. — Dies sei eine Gelegenheit, Geld zu verdienen, sagte der Agent, wie sie sich selten böte. — Der Betreffende könne keine sechs Monate mehr leben und dann wären die 10,000 Dollars Poeckler's Eigenthum. Poeckler ging — allerdings mit Zittern und Zagen — auf diesen Vorschlag ein, und das Geschäft wurde notariell abgemacht. — Zu seiner großen Freude begab sich der Versicherte gleich nach Empfang des Geldes an eine vierzehntägige Sauftour, an deren Folgen er nach weiteren vierzehn Tagen im City-Hospital starb und Poeckler erhielt die Versicherungs-Summe ausgezahlt.

* * *

Seit dieser Zeit glaubte Poeckler fest an sein Glück. — Das Füllhorn der Göttin Fortuna arbeitete doch besser, als die Füllhörner, die er zum Stopfen seiner Würste gebrauchte. — Wie viel hunderttausende Wienerwürste hätter machen müssen, um einen gleichen Betrag zu verdienen?! Wenn sich nur bald wieder einer fände, wie der junge Sportsmann!

Und er fand sich! —

Poeckler war in den nächsten Tagen immer in der rosigsten Laune, und stellte sich öfter, wie gewöhnlich, in dem Laden ein, um mit seiner Frau und Tochter ein wenig zu plaudern. Bei solcher Gelegenheit erzählte ihm die Frau, daß Einer ihrer ältesten Kunden, „der Schulmeister", wohl nicht mehr lange Zeit Wurst verkaufen werde. Er sei gestern aus dem Hospital entlassen worden, weil die Aerzte nicht ermitteln könnten, daß ihm Etwas fehle. Er sei ganz gesund, hätten sie gesagt.

„Ich weiß aber besser, was ihm fehlt", fuhr sie fort, „er kann das Trinken nicht mehr vertragen, und da er es nicht aufgeben wird, so wird's mit ihm schnell zu Ende gehen."

Poeckler horchte auf! Der Mann war krank — die Aerzte hielten ihn für gesund! — Ein Gedanke schoß ihm

durch den Kopf. Das ist Dein Mann! Den hat Dir das Glück gesandt! Den mußt Du in die Lebensversicherung einkaufen. — Die Versicherungssumme ist so gut, wie verdient, denn wenn „der Schulmeister“ eine größere Summe Geld in die Finger bekommt, so jagt er jeden Cent mit möglichster Geschwindigkeit durch die Kehle — und das gibt ihm den Rest, denn das Trinken bekommt ihm nicht mehr.

Ohne ein Wort von seinem Vorhaben zu verrathen, nahm er seinen Hut und ging nach der Kneipe, in der er seinen Schulmeister vermuthete. Zu seiner Freude traf er ihn gerade bei der gewohnten Beschäftigung, einen großen Cheeneboos zu vertilgen. Es schien ein schweres Stück Arbeit zu sein, denn seine Hände zitterten, er schüttelte sich, und würgte und spie, als sei ihm eine Scheuerbürste in der unrechten Kehle sitzen geblieben. Poeckler gab dem über sein Erscheinen in dieser elenden Schnapsschänke ganz erstaunten Schulmeister einen Wink, ihm an einen abgelegenen Tisch zu folgen. Sie setzten sich und führten eine lange geheime Unterredung, worin Poeckler den Schulmeister, der eigentlich Kalinski hieß, zu überreden versuchte, daß er sein Leben so hoch, wie möglich versichern solle. Nach Abschluß der Police solle er dieselbe an ihn cediren. Selbstverständlich werde er alle Unkosten und Prämien bezahlen. Für seine Mühewaltung solle er einhundert Dollars erhalten, aber erst nach sechs Monaten nach Abschluß der Versicherung, da, im Falle seines früheren Ablebens, die Gesellschaft die Versicherungssumme nicht auszahlen würde und Poeckler dann schon so wie so einen bedeutenden pekuniären Verlust erleide. — Ach was, Herr Poeckler“, sagte der Schulmeister, der die Motive des Wurstfabrikanten genau durchschaute, „Sie geben um die 100 Dollars bei dem Geschäft Nichts, aber Sie fürchten, daß das Geld, wenn es in meiner Hand ist, mir zu schnell durch die Gurgel rutscht, so daß ich vor den sechs Monaten daran vielleicht ersticken könnte. Nach den sechs Monaten wär' das weiter kein Unglück, wie?“

Poeckler hielt es für überflüssig, seine niedrige Gesinnungsweise abzuleugnen; er fragte kurz: „Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Ich will“, sagte Kalinski, und der Handel war geschlossen.

* * *

Bei dem Versuche, seinen Schulmeister in die Lebensversicherungs-Anstalt aufnehmen zu lassen, stieß Poeckler auf große Schwierigkeiten. Die Aerzte fanden zwar den Organismus des Untersuchten vollständig gesund, trugen aber Bedenken, ihn zur Aufnahme zu empfehlen, da sein System durch den übermäßigen Alkoholgenuß zu sehr geschwächt war. Das Nächste, was zu thun, war, ihn jetzt nüchtern zu bekommen und so lange nüchtern zu erhalten, bis die gröbsten Spuren des Alkoholismus verwischt waren. Am Einfachsten wäre es freilich gewesen, ihn die Keeley-Kur durchmachen zu lassen, aber das war doch zu gefährlich, denn möglicherweise hätte man ihm dadurch das Trinken für immer abgewöhnt, und das lag durchaus nicht in den Absichten des Poeckler. Man schickte ihn also nach West-Baden, Ind. Da er dort nichts „Geistiges“ zu trinken bekam, so stürzte er mit wahrer Todesverachtung die ihm verordneten vierundzwanzig Glas faulen und salzigen Schwefelwassers hinunter und nahm täglich ein Moorbad. Nach einiger Zeit war keine Spur von Alkohol in seinem System, aber auch fast keine Spur von Fleisch auf seinen Knochen, denn das sich im Körper vom Alkohol bildende Fett schmilzt in diesen Bädern, wie Butter an der Sonne. Jetzt hieß es, ihn wieder auffüttern. Zu diesem Zweck mußte er auf eine Milchfarm. Nach drei Monaten hatte er 25 Pfund gewonnen. Endlich war er soweit, daß sich ein Versicherungs-Arzt fand, der ihn zur Aufnahme empfahl. Jetzt stellte sich eine andere Schwierigkeit in den Weg. Poeckler wollte ihn so hoch, wie möglich, versichern; die Gesellschaft aber weigerte sich, bei dem vorgeschrittenen Alter ein so hohes Risiko zu übernehmen, wenn sich der

Benefiziant nicht zur Zahlung eines bedeutenden Aufschlags auf die an und für sich schon ganz außerordentlich hohen, reglementsmäßigen Prämien verstand. Das war Poeckler natürlich sehr unangenehm; doch er tröstete sich, daß er ja nicht sehr oft die Prämien zu bezahlen haben haben würde. Der Betrag der Aufnahmekosten und die erste Rate der vierteljährlichen Beiträge wurden bezahlt. Noch an demselben Tage cedirte Kalinski seine Police, und Poeckler hatte seinen Schulmeister glücklich versichert."

* * *

In den nächsten sechs Monaten spielte der Schulmeister mit großem Erfolge den Kranken. Alle Tage befiel ihn eine neue Krankheit. Er sei so schwach und elend, klagte er, daß er nicht mehr mit seinem Wurstkessel losziehen konnte. Poeckler mußte daher die Mittel zu seinem Lebensunterhalte hergeben, und er that es in ausgiebiger Weise, damit sich der Schulmeister pflegen, gute Aerzte und die besten Medizinen haben könne, denn er war in beständiger Angst, Kalinski könne v o r sechs Monaten sterben, und das wäre doch zu ärgerlich. Auf der anderen Seite freute er sich im Stillen unbändig über diese vielen Krankheiten, denn wenn sein Spekulations-Objekt bloß die sechs Monate überstand, lange konnte er nicht mehr leben. Die 100-Dollars, oder vielmehr die Spree, an die er damit gehen würde, würden ihm wohl den Rest geben. Endlich kam der große Tag heran, an dem die sechs Monate abgelaufen waren. Poeckler zahlte die hundert Dollars mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt aus, konnte sich aber nicht enthalten, dem Schulmeister höhnisch nachzurufen: „Amüsiren Sie sich gut damit, Schulmeister! —"

„Wird bestens besorgt werden!" antwortete dieser.

Als er auf der Straße war, sagte er zu sich: „Also todtsaufen soll ich mich, du alter Philister? — Fällt mir ja gar nicht ein!" und er eilte jetzt, plötzlich frisch und munter geworden, mit festem Schritte und erhobenen

Haupte nach seinem Logishaus zur „Hessenmutter". — Diese „Hessenmutter" hatte etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Schlafkunden, lauter Deutsche, meistentheils vom Kaliber des Schulmeisters. Wenn irgend wo, so zeigt sich die Wahrheit des Sprüchworts „Gleich und gleich gesellt sich gern" in den kleinen Logirhäusern. Das eine ist ausschließlich von eirischen Hoboes, das andere von lauter deutschen Fechtbrüdern belegt. In dem Haus der „Hessenmutter" hatten sich meist lauter Leute einquartirt, die auf eine gescheiterte Existenz zurückblicken konnten und, zu stolz zum Betteln und unfähig oder unwillig zu schwerer Arbeit, von der Hand in den Mund lebten, indem sie als Wurstverkäufer, Bücherausleger, Straßenfakire das Nothwendigste zu ihrem Lebensunterhalte verdienten und, was darüber war, Abends — vertranken. — Hier wohnte er schon lange, hier fühlte er sich wohl unter seinen Schicksalsgenossen, die, wenn auch nicht den letzten Zent, wohl aber den letzten Schluck aus der Flasche mit ihm oder er mit ihnen theilte. — In den letzten sechs Monaten war er zur großen Verwunderung seiner Freunde fast immer der Austheilende gewesen; seine Mittel hatten ihm das erlaubt. Wenn ihn dann der neugierige „Molch" oder der „Dintenhannes" ob seiner ungewöhnlichen Wohlhabenheit ausforschen wollten, so antwortete er: „Brüder, die Stunde ist noch nicht gekommen, da ich mich Euch offenbaren kann."

Als er heute in's Haus gestürzt kam, saß die ganze Gesellschaft traurig in der Office. Seit zwei Tagen hatte es beständig geregnet. Keiner hatte „seiner Nahrung" nachgehen können und die Bierkessel rosteten müßig in den Schränken. Die „Hessenmutter" hatte in zwei Tagen keinen Cent „Schlafgeld" gesehen; sie war in einer höchst gefährlichen Stimmung und machte eben dem „Wurzeldoktor" die erfreuliche Mittheilung, daß er heute Abend hinausfliegen werde, wenn er die schuldigen 60 Cents nicht bezahle. „Hier sind Eure lumpigen Paar Cents", rief der eintretende Schulmeister: „mulier taceat

in ecclesia, und nun laßt m i c h reden Brüder! Ihr werdet Euch gewundert haben, daß ich in der letzten Zeit immer gut bei Kasse war — ich will Euch jetzt die Wahrheit sagen. Ich habe vor sechs Monaten dreihundert Dollars in der mexikanischen Lotterie gewonnen — zweihundert davon habe ich so langsam mit Euch peu à peu verposamentirt. Aber es ist mir so schlecht bekommen, wie dem Hund, dem Alcibiades jeden Tag ein Stückchen vom Schwanz abschnitt. — Dollar bei Dollar so schwinden zu sehen, das ist der langsame Selbstmord. Einhundert Dollar sind noch da. Wir wollen dem Hunde auf einmal den Schwanz abhacken, mit anderen Worten: Hier sind die übrig gebliebenen 100 Dollars, und die müssen heute drauf gehen!

Noch in späteren Generationen wird man sich in den Lodginghäusern in St. Louis von diesem Tage erzählen, an dem von 20—25 Festgenossen 100 Dollars verjubelt wurden: Als die Fidelität ihren Höhepunkt erreicht hatte, machte der Schulmeister, der allein ziemlich nüchtern geblieben war, den Vorschlag, einen kleinen Umzug zu veranstalten und dem Wurstfabrikanten Poeckler, mit dem ja die Meisten in Geschäftsverbindung standen, ein Ständchen zu bringen! Natürlich wurde dieser Antrag mit Akklamation angenommen, drei Blechpuster angeworben und unter dem Vorantritt des Festgebers vor das Poeckler'sche Geschäft marschirt. Das Musikprogramm bei dieser Serenade hatte der Schulmeister sorgfältig zusammengestellt. Als erste Nummer gab die „Kapelle" das schöne Lied vom Grafen von Luxemburg, der hunderttausend Thaler in einer Nacht verjuckt hatte, zum Besten; dem folgte „So leben wir!" und zum Schluß: „Du bist der beste Bruder auch nicht!"

Um 2 Uhr Nachts blies die „Hessenmutter" die Lampe in ihrer „Office" aus, allwo das festliche Gelage stattgefunden — der letzte Cent war ver — trunken!

Am nächsten Nachmittage machte der Schulmeister mit dem Wurstkorbe am Arm — seit 6 Monaten zum

ersten Male wieder — sein Erscheinen im Poeckler'schen Geschäfte; er wandte sich an den zufällig im Laden anwesenden Besitzer und bat ihn, ihm doch für zwei Dollars Wienerwürste auf Kredit zu geben, da er kein Geld habe, sich aber wieder so gesund fühle, daß er sein altes Geschäft von Neuem mit aller Energie zu betreiben entschlossen sei. — Dieser unglaublichen Frechheit gegenüber war der Metzger sprachlos; mechanisch und, ohne eigentlich sich seiner Handlung recht bewußt zu werden, wog er die Wurst ab und warf sie dem Schulmeister in den Korb, der sich lustig pfeifend entfernte. — Dann kehrte sein Denkvermögen zurück; er sprang hinter dem Ladentisch hervor und dem eilig fortschreitenden Frechling nach.

„Say, Schulmeister", keuchte er, „was soll das heißen?"

„Das soll heißen", höhnte der Schulmeister, „daß ich von jetzt an bis zu meinem seligen Ende, das, wie S i e und ich hoffen, noch recht ferne sein möge, von Ihnen Wurst beziehen werde. Wissen Sie, ich thue das aus Dankbarkeit für die einhundert Dollars, die gestern meine Kameraden mir haben verputzen helfen. Für mich allein wäre das zuviel gewesen — ich hätte mich todtrinken können. — Der Tod eines Trunkenboldes ist doch ein zu schreckliches Ende! — Wie? Herr Poeckler?"

Poeckler war roth und braun vor Zorn. „Kerl", schrie er, „kommst Du noch ein Mal in meinen Laden und fragst nach Kredit, so fliegst Du hinaus, daß Dir Hören und Sehen vergeht."

„I, Gott bewahre", antwortete der so Angefahrene mit der größten Seelenruhe, „das werden Sie ja niemals thun. Im Gegentheil. Sie werden mir nicht nur immer selbst in der liebenswürdigsten Weise kreditiren, sondern auch Ihre Frau Gemahlin und Fräulein Tochter dahin instruiren. — Sie können den Betrag ja ruhig auf das Konto: „Lebensversicherung des Schulmeisters" verbuchen. — Sie machen dabei doch immer noch ein brillantes Geschäft, da ich mich ja bald todtsaufen werde!

Ha! Ha! Ha! Oder soll ich vielleicht an die Lebens-Versicherungs-Gesellschaft schreiben, die bezahlt mich auch gut, wenn ich ihr erzähle, wie der Herr Fabrikant Poeckler mit der Versicherung von Todeskandidaten ihr die Wurst anschneidet?"

Poeckler war starr; er sagte kein Wort mehr und knirschte nur in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen; dieser Mensch war ihm über.

Von diesem Tage an war der Schulmeister der fleißigste Wienerwurstmann in St. Louis, d. h. im Einkaufen auf Kredit; das Verkaufen besorgte ein befreundeter Geschäftsgenosse, der jetzt seinen Bedarf nicht mehr aus dem Laden der Wurstfabrik, sondern vom Schulmeister bezog. Das war billiger! — Trotz dieser einseitigen Methode, mit der er seinen Hausirhandel betrieb, lebte er herrlich und in Freuden; er trank zwar nicht mehr soviel, aber dafür besseren Stoff und er aß, was sein Herz, oder vielmehr sein Magen begehrte. — Kein Wunder, daß aus dem „lebenden Skelett" nach und nach ein wohlgenährtes, vor Gesundheit strotzendes Menschenkind wurde, und sich gar ein bescheidener Ansatz zu einem Schmerbäuchlein bei ihm zeigte; aber in demselben Grade, wie Kalinski gedieh und zunahm, nahm Poeckler ab. Er ärgerte sich; er wurde leberleidend — der Schulmeister war der Geier, der an seiner Leber fraß. — Tage, Wochen, Monate lang hatte der Mann gesessen und gesonnen, wie er sich dieses Vampyrs entledigen könne. Alles vergeblich. Durch die außerordentlich hohen Beiträge und die viele Waare, die Kalinski brauchte, war das Konto „Lebensversicherung des Schulmeisters" gewaltig angeschwollen und schon wieder mußte er sich auf den Weg machen und die vielen, schönen, harten Dollars nach dem Bureau der Lebensversicherungs-Gesellschaft bringen. Bei dieser Gelegenheit sprach er in der Kneipe vor, die an das Haus der „Hessenmutter" anstieß, und aus dem die „Hessen" ihren Bedarf und auch wohl etwas mehr an Bier und Schnaps bezogen. Er kannte den Wirth von früher her gut und wollte

bei diesem Erkundigungen über seinen Schulmeister punkto Trinkens einziehen. Er that dies in ganz unauffälliger Weise und vernahm, daß derselbe zwar nach wie vor noch trinke, aber niemals sich betrinke, es sei denn, daß Jemand ihn traktire und das Trinken ihm nichts koste. — Diese Mittheilung klang dem Metzger wie eine Offenbarung. Endlich — endlich hatte er die Stelle gefunden, wo der Schulmeister sterblich war. Er flüsterte dem Schankwirth etwas in die Ohren, dieser grinste vor Freuden, und Poeckler schied mit warmem Händedruck von dem Biedermann. Als der Schulmeister am nächsten Morgen seinen Augenöffner bezahlen wollte, schob ihm der Gastwirth den „Dime" zurück — und seufzte tief. — „Fällt Dir das so schwer, einmal einen alten Kunden zu traktiren?" fragte Kalinski. Der Gastwirth erwiderte nichts; er seufzte und stöhnte, als wenn ihm etwas das Herz bedrücke! Endlich ließ er sich von dem Schulmeister breit schlagen und gestand, daß er einen Dollar im vorigen Monat gefunden habe, der ihm, dem Schulmeister, gehört hatte. — Statt ihn zurückzugeben, habe er ein viertel Lotterieloos dafür gekauft und sich gelobt, falls es gewinne, den Gewinn dem ehrlichen Verlierer des Dollars zukommen zu lassen. Richtig habe das Loos 200 Dollars gewonnen, und er wolle sein Gelöbniß halten, doch sei er nicht willens, diesen Betrag baar auszuzahlen, damit nicht, wie der frühere Gewinn des Schulmeisters, das ganze Geld in einem Tage flöten ginge, vielmehr wolle er ihm einen Kredit von 200 Dollars eröffnen, aber Niemand als er selber solle berechtigt sein, auf dieses Konto hin Schnaps oder Bier zu holen. — „Ich meine es nur gut mit Dir, Kalinski", schloß er seine Beichte, „sieh, wenn die anderen Brüder auch auf Deinen Namen „Stoff" holen dürfen, sind die 200 Dollars in drei Tagen alle!"

„Pfeifst Du aus dem Loch?" dachte unser Freund, „dann hast Du wahrscheinlich in derselben Lotterie gewonnen, wie ich. Na warte, Freund Poeckler, mit Deinen 200 Dollars wollen wir bald fertig sein."

In den nächsten drei Tagen lief der Schulmeister wenigstens 50 Meilen, d. h. immer in kurzen Absätzen von etwa 75 Schritt vom Charlie zur Hessenmutter und von der Hessenmutter zurück, und er trug dabei 400 Pfd., aber nicht auf einmal, nach und nach, vom Charlier zur Hessenmutter — das war alles Bier, das die „Hessen" und deren Bekannte, die sich in großen Schaaren einstellten, vertilgten. Der Schulmeister hatte zu viel zu thun mit dem Laufen, er konnte sich mit dem Trinken nicht viel abgeben.

Als am vierten Tage die Quelle versiegt war, ging Kalinski mit seinem Wurstkorbe in den Laden, um in der von ihm beliebten Manier „einzukaufen". Bei der Gelegenheit erzählte er seinem „Geschäftsfreunde", daß er schon wieder einmal in der Lotterie gewonnen und unter welchen Bedingungen er den Gewinn hätte „heben" müssen. Seine Bekannten hätten alle den fürchterlichsten Katzenjammer; er aber sei so gesund und frisch, wie ein Stieglitz, weil er fast gar nichts getrunken habe. „Ja", sagte er, mit einem ganz eigenthümlich niederträchtigen Augenblinzeln, „der Suff ist ein großes Laster und hat schon Manchen in's Grab gebracht! Nicht wahr, Herr Poeckler?"

Dieser ächzte. Der Aerger über den Hohn dieses miserablen Kerls drohte ihn zu ersticken. „Er oder ich", schwor er sich in diesem Augenblicke. — Wenn ein Kavalier seinen Gegner zum Duell herausfordert, schickt er ihm seine Kartellträger; Poeckler schickte dem Schulmeister am nächsten Morgen seinen Hausknecht mit dem Auftrage, er solle 'mal zu ihm kommen.

Poeckler war bei seinem Eintreffen zum Ausgehen angekleidet. „Schulmeister", sagte er, „Sie könnten wohl 'mal mitkommen! Ich muß auf die Probate-Court wegen so einer nichtsnutzigen Vormundschaftsgeschichte.. Da gibts in Masse Scheererei, Ausfüllen von Formularen und Unterschriften. Sie finden sich als alter „Federfuchser" besser zurecht." — Unser Freund roch Lunte, aber er ging mit. „Häßlicher Morgen", bemerkte Poeck-

ler, als sie auf der Straße waren. — „Lassen Sie uns einen Schnaps haben; ich trinke zwar selten den Stoff, aber heute ist mir so blümerant zu Muth." Der Schulmeister war einverstanden und der Schnaps wurde getrunken. — Poeckler bestellte die zweite und dritte Lage. — Jetzt wußte Kalinski, was die Glocke geschlagen! Poeckler beabsichtigte, ihn in höchst eigener Person „todtzutrinken." — „Aha", sagte er zu sich, „das soll also auf Leben und Tod gehen! Dem Manne kann geholfen werden! Hab' in meinen Studentenjahren so manches Bierduell mit und ohne Diagonalen gewonnen, 's ist halt doch gut, wenn der Mensch in seiner Jugend etwas Tüchtiges gelernt und im Alter nicht vergessen hat." — Daß er nichts von der Kunst, zu trinken, verlernt hatte, bewies er in den nächsten Stunden. Poeckler schien die ganze Probate-Court vergessen zu haben; er zog mit ihm von Saloon zu Saloon und überall wurden „Verschiedene genehmigt." Beide verfolgten dabei ihre eigene Taktik und Jeder versuchte, den Gegner zu überlisten! Der Schulmeister stellte sich bald angetrunken, obwohl er noch ganz nüchtern war, während der des Trinkens ungewohnte Metzger mit aller Willenskraft die Trunkenheit niederzukämpfen und seinen Begleiter zum Weitertrinken zu reizen versuchte. „Was?" sagte er, „Sie wollen ein Korpsstudent gewesen sein und können einem alten Philister nicht 'mal die Stange halten?"

Der Schulmeister klagte, er könne das Schnapstrinken nicht mehr vertragen, anders wäre es, wenn sie dazwischen Bier trinken möchten! Im Mischen war er nämlich ein Meister. Schwankend stürzte er in einen Stuhl und Poeckler bestellte Bier, Bier, Bier! — Obschon selbst eine halbe Bierleiche, zwang er sein vermeintliches Opfer, weiter zu trinken; er stieß mit ihm an, er „kam" ihm „vor"; kurz und gut, er versuchte alle Mittel, um den Schulmeister voll zu pumpen. — Er nahm keine Rücksicht auf sich, es mußte sein: „Er oder ich", murmelte er. — Der Schulmeister ließ den Kopf auf die Brust und die Hände lose am Körper herabhängen. — „Nun noch einen

Absynth", lallte er, „der gibt ihm den Rest!" Der Absynth kam. Poeckler torkelte nach dem Stuhl, um den Schulmeister durch Schütteln wieder in's Leben zurückzurufen! Es gelang. — Dann ergriff er das Glas: „Prosit, Schul.....!" Mit einem lauten Aufschrei stürzte er zusammen.

Kalinski stand jetzt ruhig auf und ging festen Schrittes und erhobenen Hauptes aus dem Lokale.

„Mr. Poeckler kann nichts mehr vertragen", rief er dem „Barkeeper" zu, „lassen Sie ihn in einer Kutsche nach Hause bringen!"

Am nächsten Tage hing ein Trauerflor an der Thür des Poeckler'schen Ladens und die Zeitungen brachten einen warmen Nachruf dem „Entschlafenen", den ein unerbittlicher Tod so plötzlich aus seinem segensreichen Wirkungskreise durch einen Herzschlag herausgerissen habe. — „Ja", dachte Kalinski, „er war ein braver Mann, der Herr Poeckler, nur schade, daß er so wenig vertragen konnte!"

Der brave Polizist.

Als die „Villard'sche Reisegesellschaft" — eine Anzahl deutscher Eisenbahn-Fachleute, hervorragender Künstler und Gelehrter, die in den achtziger Jahren auf Einladung und Kosten Villards unser Land bereisten — sich bereits auf dem Dampfer zur Rückreise befand, wurde sie noch, wie das hier so Sitte oder vielmehr Unsitte ist, bis zum letzten Augenblicke von einem Heer von Zeitungsleuten umlagert, die begierig waren, zu erfahren, was die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft über unser Land dächten. — Diesem Schicksal entgeht kein Reisender von Bedeutung: er muß sein Urtheil über Land und Leute abgeben. — Es schmeichelt dem Amerikaner ungeheuer, das Lob seines Landes zu vernehmen; denn, daß der Fremde aus Höflichkeit jedes Wort des Tadels zurückhalten wird, weiß er. — Die Zeitungsmenschen fangen diese, sozusagen, erpreßten, günstigen Urtheile gierig auf, erweitern und schmücken sie aus und schmeicheln damit dem Eigendünkel der „patriotischen" Leserschaft. — Die Herren von der Villard'schen Reisegesellschaft bildeten keine Ausnahme — alle waren entzückt, erstaunt u. s. w., u. s. w. Nur Einer hielt sich stumm abseits; das war der Geheimrath v. d. Leyen. „Nun, Herr Geheimrath", fragte ein Neuigkeitsjäger, „darf ich mir wohl die Frage erlauben, was hier bei uns am Meisten auf Sie Eindruck gemacht hat?" — „Wenn ich die Wahrheit bekennen soll", sagte Herr v. L., „habe ich in Amerika nichts mehr bewundert, als die hünenhaften Polizisten, die in den Geschäftszentren Ihrer Metropolen über die Sicherheit von Leib und Leben wachen. Durch das bloße Aufheben der Hand ge-

bieten sie dem ganzen Verkehr einen augenblicklichen Halt — und ein kleines Kind kann ungefährdet über die Straße passiren!"

Sehr erbaut wird der Zeitungsmann über diese Aeußerung wohl nicht gewesen sein, denn der Herr Geheimrath hätte seiner Meinung nach über vieles Andere billiger Weise mehr erstaunt sein müssen; — und dennoch ist das Urtheil eine hohe Anerkennung für diesen Theil unserer Polizei, weil sie von einem Beamten ausging, der in dem Lande der militärischen Zucht an das schneidige Auftreten der Polizei gewohnt sein mußte. Diese Aeußerung des Herrn v. L., die ich damals in der Zeitung las, wäre mir wahrscheinlich längst entfallen, wenn ich nicht bei meinem jedesmaligen Besuche in der unteren Stadt daran erinnert würde. Bei meiner Korpulenz und der Unsicherheit meiner unteren Extremitäten wäre es Tollkühnheit, durch den gefährlichen Strom des Wagenverkehrs zu schwimmen; ich flüchte daher unter die starken Fittiche dieser blauuniformirten Schutzengel und lasse mich von ihnen sicher über die Straße leiten, oder warte, bis sie mit der Hand oder mit ihrem Zauberstab der rollenden Gefahr Halt gebieten und dem Fußvolk eine Gasse bahnen. Und nicht nur, daß sie mich vor allen Gefahren behüten und bewahren, sie zeigen mir auch den Weg, nach dem ich sie frage; sie weisen mich nach der Straßenbahn, die ich benutzen will und ertheilen mir jede gewünschte Auskunft, deren ich zu meiner Orientirung in der Stadt benöthige. Für den Auskunftsuchenden sind sie der beste „CityDirectory", ihre Antworten sind kurz, aber immer höflich und korrekt. Man muß sich längere Zeit in der Nähe eines solchen lebenden Adreßbuches aufgehalten haben, um zu glauben, wie oft dieser bequeme Stadtwegweiser aufgeschlagen wird. Die in der Stadt Zugereisten und völlig Fremden leisten natürlich im Fragen das Meiste, und ich habe oft bewundert, wie im Gegensatz zu dem Sprichwort, daß ein Dummer mehr Fragen stellen kann, als zehn Kluge beantworten können, hier ein Stadtkundiger im Ver-

laufe von wenigen Minuten z e h n Unkundigen alle mögliche Auskunft ertheilen kann. Das „Crossing-Detail", wie dieser Theil unserer Polizeimacht amtlich bezeichnet wird, ist denn auch das Elite-Korps der Schutzmannschaft; nur gutgebaute, große Männer, die Intelligenz und ein höfliches Wesen vereinen, werden dazu abkommandirt. Obwohl dieser Dienst bei großer Verantwortlichkeit sehr anstrengend ist und eine unermüdliche Geduld erfordert, ist er doch gesucht; denn die Vorzüge die damit verbunden, sind mannigfach. — Der „Ueberwegs-Polizist" ist ein Aristokrat im Vergleich zu dem plebejischen Patrolmann; er ist immer sauber gekleidet; seine Hände stecken in weißen Handschuhen und seine Trittlinge sind auf's Sauerste polirt; seine Waffe gleicht nicht, wie die seiner Kollegen, der Kriegskeule der alten Germanen, sondern dem Taktstock des Kapellmeisters; sein Gebiet ist zwar klein, aber auf den 50 bis 60 Fuß seiner Machtsphäre pulsirt der Herzschlag der Großstadt! Er macht die Bekanntschaft von hunderten von einflußreichen Männern — oberflächlich zwar nur, aber sie kennen ihn doch alle, nicken ihm zu oder sprechen auch gelegentlich mit ihm — und von hunderten von Damen — natürlich noch oberflächlicher — aber sie kennen ihn doch; denn er ist ihnen gefällig, er trägt mit wahrer Aufopferung und Verleugnung seiner Würde sogar ihren Mops über die Straße, wenn sie ihn schön bitten — und dann bedanken sie sich. — — —

Eine Rückversetzung zu einem „Beat" sehen die Polizisten daher als eine Strafversetzung an; gar trübselig schleichen sie dann die langweiligen Stunden ihres Dienstes in ihren menschenöden Gebieten ab und gedenken mit Schmerz der vergangenen, interessanten Zeiten „down town." —

Auch den jungen Irländer Mike Haley hatte dieser harte Schicksalsschlag getroffen; obwohl er sich keiner Schuld bewußt, war er von seinem Posten an der Statestraße abberufen und in das Gebiet, das vom See und der Clark-, der Divisionstraße und North Avenue be-

grenzt wird, als Patrolman versetzt worden. — Das schmerzte ihn, aber er hatte immerhin den Trost, daß er sich nicht, wie seine Kollegen in den unteren Stadttheilen, tagtäglich mit Betrunkenen und mit allerlei Krehti und Plethi herumzuschlagen brauchte, sondern, in den saubereren Straßen im süßen Nichtsthun dahinwandeln konnte, oder doch höchstens nur hin und wieder 'mal einen allzu frechen Fechtbruder vertreiben oder einen zu lauthalsigen Hausirer herunterstimmen mußte. Es schmeichelte ihm auch nicht wenig, wenn er bemerkte, daß die appetitchen Hausmädchen und die rundlichen Küchenfeen sehnsüchtige Blicke ihm nachwarfen, noch mehr, daß viele junge Damen gerade dann immer ihre Blumen begossen oder an ihren Gardinen etwas zu arrangiren hatten, wenn er am Fenster vorbeiparadirte. — Auf seinem Posten an der State Straße hatte ihn auch manch' warmer Blick getroffen. Das war immer nur „en passant" geschehen, — wie man in der Menagerie eine Minute lang den mächtigen Löwen bewundert, um in der nächsten über den gewaltigen Elephanten zu staunen — da unten in der Stadt war zu viel Abwechslung für weibliche Augen und Herzen — aber hier draußen war er der freie Löwe, der unbestritten sein Gebiet durchschweift und Verwüstung in den Herzen der Mädchen anrichtet. Kein Wunder also, daß Mary Gilmore, die Haushälterin des Mr. Driscoll an der Dearborn Avenue, nicht nur sehnsüchtige Blicke nach diesem Apollo im Marsgewande warf, sondern auch Mittel und Wege ersann, den Unwiderstehlichen in's Haus zu locken und durch liebevolle Behandlung, die nicht nur in süßen Worten, sondern auch in substantioneller Pflege des inneren Menschen — durch Speisung und Tränkung — ihren Ausdruck fand, an sich zu fesseln. Diese sehr vernünftige Methode, das Samenkorn der Liebe in das Herz eines Uniformirten zu pflanzen und großzuziehen, ist in Deutschland unter den Köchinnen allgemein gang und gäbe. Auch Mary bediente sich ihrer, da sie in Abwesenheit des Mr. Driscoll, der sich auf einem längeren Jagdausfluge im Westen

befand, Alleinherrscherin im Hause war und als solche den Schlüssel zu Vorrathskammer und Keller hatte.

Mike kam recht oft und labte sich an Speise und Trank, und da jedes Geschöpf, gleichviel ob Löwe oder Polizist, das Bedürfniß hat, nach der Atzung zum besseren Verdauen zu ruhen, so führte ihn Mary in das Schlafzimmer des abwesenden Gebieters, wo der geliebte Mann fernab von dem störenden Auge des Bezirks-Sergeanten neue Kräfte für seinen anstrengenden Beruf sammeln konnte. — Es wäre ein idyllisches Bild gewesen, diesen Riesen, den Wächter der Ordnung, mit dem Lächeln der Zufriedenheit, wie sie uns nur treue Pflichterfüllung gewähren kann, schlafen zu sehen, wenn nicht etwa zehn Zoll der Polizeigebeine über die Bettstatt hinaus gehangen hätten. So aber wirkte das Bild komisch, denn die beiden Schuhe sahen aus, wie zwei, an den Tischler gerichtete Fragezeichen, warum er die Bettstelle nicht länger gemacht?

Ob aber der Mr. Driscoll auch die Situation so sehr komisch gefunden, wenn er, statt nur aus dem großen Bilde, das an der Wand hing, mit seinen leiblichen Augen den Sicherheitswächter in seinem Bette liegen gesehen hätte, ist mehr, als zweifelhaft, denn Mr. Driscoll war sein Lebtag kein großer Freund der Polizisten gewesen, ganz besonders aber nicht, nachdem er im letzten Winter zweimal von Einbrechern heimgesucht war und die Polizei nicht die geringste Spur von den Uebelthätern finden wollte oder konnte. — Mike hatte soeben seinen langen Schlaf in dem kurzen Bette vollendet und wollte, mit der Bemerkung, daß er am Abend wieder „auf einen Augenblick" vorsprechen wolle, sich empfehlen. Doch Mary hielt ihn zurück. Er solle, bat sie, für heute Abend Urlaub nehmen und sie zu ihrer Base begleiten, die Geburtstag feiere. Mike erklärte, das sei ganz unmöglich. Bei den vielen Einbrüchen, die jetzt auf der Nordseite stattfänden, müsse jeder Polizist auf seinem Posten sein und stets die Augen offen halten — eine Entschuldigung. die nur eine so gläubige Seele, wie Mary, angesichts

der Thatsache, daß der treue Wächter soeben 4 Stunden 25 Minuten geschlafen hatte, gelten lassen konnte. Aber sie that's, und so ging sie denn zur Geburtstagsfeier ihrer Base allein, wenn auch betrübten Herzens, und Mike versah seinen Dienst. Nach der Stelle, wo er den großen Fischzug gethan, zieht es den Fischer, obschon er weiß, daß bei dem widrigen Winde kein Fischlein ins Netz gehen wird; längst ist das Rudel Hirsche meilenweit fort von dem Gehölze, wo der große Bock gefallen, aber der Jäger sucht diesen Platz wieder auf; lange Jahre sind vergangen, seitdem der alte Veteran — nach seiner Erzählung wenigstens — die verdammten Rebellen bei Chattanooga links und rechts niedergesäbelt hat, aber er besucht jedes Frühjahr das Schlachtfeld.

Es liegt eben im Menschen der unwiderstehliche Trieb, die Stätte aufzusuchen, wo er Großes geleistet, im Guten, wie im Bösen, denn auch der Mörder kehrt, wie von magischer Gewalt gezogen, zur Mordstätte zurück, obschon er sich dadurch der höchsten Gefahr aussetzt.

Dürfen wir uns daher wundern, daß auch Mike beständig an diesem Abend um das Haus schlich, in dem er seine schönsten Triumphe gefeiert, obwohl er wußte, daß Mary, seine Herzenskönigin, nicht darin weilte? — Doch vom Schleichen wird man auch müde, und so setzte er sich in den Schatten der Gartenlaube und überließ sich seinen Gedanken. — Welcher Art dieselben waren, weiß ich nicht, und in Vermuthungen mich darüber ergehen will ich auch nicht, und zwar aus folgendem Grunde: Als Sekundaner habe ich einmal als Thema zum Aufsatz „Die Gedanken des Nachtwächters in der Neujahrsnacht" bekommen. — Mit Feuereifer ging ich an die Aufgabe; ich dachte mich in die Seele eines Nachtwächters hinein, ich empfand, ich fühlte wie ein Nachtwächter, ich vernachtwächterte gewissermaßen, ja ich sang sogar zum Schrecken der Pensionsmutter die Stunden der Nacht im Schlafe ab. So vorbereitet, mußte ich, meiner Ansicht nach, eine gute Arbeit liefern. Aber man denke sich meinen Aerger, als der Lehrer bei der Wiedergabe des Aufsatzes unter dem

Hohngelächter meiner Mitschüler zu mir sagte: „Na, hören Sie mal, solche dummen Gedanken hat aber selbst der dümmste Nachtwächter nicht.“ Diese herbe Kritik hat mir bis zum heutigen Tage die Lust benommen, die Gedanken von Nachtwächtern, Polizisten u. dergl. zu errathen.

Doch zurück zum Mike in der Gartenlaube. Bei dem stillen Nachdenken ist er in das Stadium des „Druselns“ gelangt, diesen Zustand zwischen Wachen und Schlafen, in dem die Thätigkeit unseres Geistes ruht, aber bei dem geringsten Anstoß wieder in's Werk gesetzt wird.

Der gesunde Mensch kennt diesen Zustand kaum, er legt sich auf's Ohr und schläft sofort ein; der nervöse Kranke leidet darunter schwer und sehnt sich nach gesundem Schlaf, dem Polizisten aber auf seinem Posten ist er eine willkommene Gottesgabe, denn er kann beim „Druseln“ immerhin ruhen und läuft doch keine Gefahr, im festen Schlafe von seinem Sergeanten abgefaßt zu werden. — Auch sonst hat dieser Zustand für den Polizisten seine Vortheile. Wird in der Nähe seines *Standortes* — bei längerer Praxis geht das „Druseln“ auch im Stehen — ein Geldschrank gesprengt, so kann er rechtzeitig an den Thatort gelangen, um die Geldschranksprenger davon laufen zu sehen. — Irgend etwas muß auch unseres Mike's geistiges Räderwerk wieder angestoßen haben, denn er zieht seine langen Beine von dem Gartentische, auf dem sie so sanft geruht, herunter, stellt sich darauf, und sieht gespannt in die Dunkelheit. — Ein Mann, der seinen Schlapphut tief in's Gesicht gezogen hat, steht an der Vorderthüre des Hauses und drückt auf den elektrischen Knopf, einmal, zweimal, dreimal. — Niemand rührt sich. Der Mann geht um's Haus, klopft an die Fensterladen. — Er wartet eine Weile; er vernimmt keinen Ton. Offenbar ist Niemand im Hause. — Gegen den Hinterzaun gelehnt, steht eine Leiter. Er holt sie heran und setzt sie unter das Seitenfenster. Er geht die Leiter hinauf, zerrt eine Weile an dem Fenster; endlich läßt es sich öffnen und er steigt ein. — Mike ist

ihm aus der Gartenlaube nachgeschlichen und hinter ihm auf demselben ungewöhnlichen Leiterwege in's Haus gelangt. — Der Eingestiegene geht in das obere Stockwerk; er öffnet eine Thüre, wirft einen Blick in's Zimmer, dann eine zweite; bei der dritten Thür, die verschlossen ist und in der sich, wie Mike weiß, das eiserne Geldspind befindet, macht er Halt! Er probirt mehrere Schlüssel; endlich geht die Thüre auf; er steckt das Gas an und sieht sich um. Auf dem Bureau stehen Zigarren; mit der größten Seelenruhe zündet er sich eine davon an; dann wirft er seinen Rock ab und geht auf das Spind zu. In diesem Augenblick stürzt Mike, der jeder Bewegung des Mannes gefolgt ist, mit gespanntem Revolver in's Zimmer. „Hände hoch!" befiehlt er. Der so unerwartet Angeschrieene fährt erschreckt zusammen; aber im Augenblick hat er sich wieder gesammelt, er hebt die Hände gemüthlich in die Höhe: „All right, Captain, ich geb's auf! Diesmal habt Ihr mich!" „Vorwärts marsch!" kommandirt der Polizist, indem er sein Schießwerkzeug in gefährlichste Nachbarschaft mit dem Kopfe des Gefangenen bringt. Statt dem Befehle nachzukommen, setzt sich der Arrestant auf einen Stuhl, kreuzt die Hände, sieht den Mike scharf an und sagt in ruhigem Geschäftstone: „Officer, das ist Nichts. Alles, was Ihnen meine Arretirung einbringt, ist höchstens ein Lob von Ihrem Vorgesetzten, und mir bringt die Geschichte absolut nichts ein als allen möglichen Trubel, und wenn ich keinen Lawyer kriege, der einen „Push" oder einen „Pull" hat, womöglich noch ein paar Jährchen Zuchthaus. Nein, mein Freund, das ist kein Plan. Ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Das Geschäft war in der letzten Zeit gut; ich habe 300 Dollars bei mir; lassen Sie uns die theilen! Natürlich bleibt die Geschichte zwischen mir und Ihnen und dem Laternenpfahle — darauf gebe ich Ihnen mein Wort als ehrlicher Spitzbube."

Als Antwort setzt ihm der Polizist den Revolver auf die Brust. „Hände hoch! Vorwärts marsch! oder ich schieße."

Der Arrestant gehorcht.

„Ich gebe ihnen 200 Dollars."

„Vorwärts marsch!"

„Ich gebe Ihnen mein ganzes Geld, die dreihundert Dollars!"

„Vorwärts marsch!"

Sie sind auf der Straße; sie nähern sich dem Meldekasten! Da bleibt der Arrestant plötzlich stehen und sagt mit vollständig veränderter Stimme:

„Sie sind ein braver Beamter, Officer, ich wollte Sie nur auf die Probe stellen, und Sie haben dieselbe glänzend bestanden. — Ich bin kein Einbrecher, sondern der Besitzer jenes Hauses, Charles P. Driscoll. Da ich das Haus verschlossen fand, stieg ich durch's Fenster, und so mußten Sie mich für einen Einbrecher halten. Bei der Festnahme des vermeintlichen Räubers haben Sie Ihren Muth und bei der Zurückweisung der Bestechung Ihre Ehrlichkeit bewiesen. Ich werde Ihren Vorgesetzten darüber berichten und für Ihre Beförderung durch meinen politischen Einfluß Sorge tragen! Ihre Nummer ist 27? Wie?"

„Du frecher Galgenvogel", schrie der Polizist, „also mit solchem plumpen Schwindel willst Du mich fangen? Nicht D u sollst m i ch, sondern i ch werde D i ch empfehlen und Deine Nummer sollst Du auch kriegen, nämlich Nummer Sicher. — Da ist schon der Patrolwagen — vorwärts! — nicht gemault." Und sie fuhren davon, daß die Funken stoben. —

„Entschuldigen Sie, Mr. Driscoll", sagte der Sergeant zwei Minuten später, als unser Mike seinen Gefangenen im Triumph in die Station brachte, „der Policeman, der Ihnen zu meinem großen Bedauern diese schmähliche Behandlung zu Theil hat werden lassen, ist noch fremd in seinem „Beat" und hat Sie nicht gekannt. — Ueberhaupt ist er noch grün im Patroldienst; er war bisher beim „Crossing-Detail" verwendet!"

„Er hat vollständig korrekt gehandelt", erwiderte Driscoll. „Im Uebrigen wünschte ich, die ganze Polizei wäre so grün, wie Ihre Nr. 27. Das Uebrige wird sich finden!"

Und es fand sich.

Vier Wochen darauf war Mike Sergeant; drei Monate später heirathete er seine Mary. Mr. Driscoll hatte es sich nicht nehmen lassen, bei der Hochzeit seiner Haushälterin dem braven Sicherheitswächter als „bester Mann" zu dienen und ihm in der Form eines kostbaren Hochzeitsgeschenks seine Anerkennung auszudrücken.

* * *

Hier sollte ich aufhören! denn „sie haben sich ja gekriegt", und außer der Freude hierüber haben meine lieben Leser noch als Zugabe das tröstliche Bewußtsein, daß selbst schon auf dieser ungerechten Welt die Tugend bisweilen belohnt wird.

Doch geht es mir wider mein Pflichtgefühl, zu schweigen; ich bin mindestens ebenso pflichttreu, wie der pflichttreueste Polizist; ich muß die volle Wahrheit erzählen.

Am Morgen nach der Hochzeit schmeichelte Mary an ihrem jungen Ehemann herum, wie einst die schöne Philistine an ihrem Simson, und er verrieth ihr in dieser schwachen Stunde, daß ihm gar nicht im Traum eingefallen sei, den Mr. Driscoll für einen Einbrecher zu halten, da er ja täglich bei seinen Besuchen das lebensgroße Bild desselben im Zimmer habe hängen sehen. — Er habe nur eine kleine Komödie gespielt — na, und die habe sich gut bezahlt.

Ja, ja, so sind sie....

Der feine Vetter.

„Um Gotteswillen bist Du es, Vetter Bruno? Mensch, wie siehst Du aus? — Schämst Du Dich denn gar nicht, so herumzulaufen? Hoffentlich hat Dich Niemand zu mir heraufkommen sehen?“ Statt aller Antwort entledigte sich der so Angeredete seines schäbigen Rockes, zog seine schweren Stiefel aus und schlüpfte in die unter dem Bette hervorschauenden Pantoffeln. Dann entnahm er der, auf dem Kaminsims stehenden Kiste eine Zigarre, zündete dieselbe an und warf sich in den einzigen großen Lehnstuhl, daß derselbe in allen Fugen krachte. — Nachdem er sich darin ordentlich gereckt und gestreckt und mit sichtlichem Behagen ein Paar gewaltige Rauchwolken gen Himmel geblasen, winkte er dem jungen Manne, der ihn in der obigen Weise angeredet und dann seinem ungenirten Gebahren wortlos zugeschaut hatte, und lud ihn mit einer Handbewegung ein, auf einem Rohrsessel neben sich Platz zu nehmen. —

„Ja, mein Sohn Filius“, begann er mit angenommener Feierlichkeit, „ich bin Dein Vetter Bruno in leibhaftiger Person, den die Abenteuerlust und der Drang, andere Menschen, Städte und Länder zu sehen, aus der engen Zeichnerstube des Chicagoer Bauamts in die weite Welt getrieben hat! Seit zwei Jahren habe ich die Fesseln Eurer übertünchten Höflichkeit abgeschüttelt und habe das Land meiner Wahl vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, vom Golf bis zur canadischen Grenze durchstrichen. — Frei, wie der Vogel in der Luft und wie dieser, oft nur den Himmel zum Dache, bin ich umhergestreift, Nord, Süd, Ost, West; heute zu Fuß, morgen als blinder Passagier, immer weiter, nur kurze Zeit rastend, um

durch gelegentliche kleine Arbeiten oder handwerksmäßigen Anspruch Atzung oder auch ein Viatikum zu erlangen. — Doch jetzt bin ich zurückgekehrt, ein weitgereifter Mann, reich an Erfahrung, aber arm an schmückender Gewandung. „Apropos", fiel er plötzlich aus dem Pathos eines Rhapsoden in den gewöhnlichen Umgangston, „Du freust Dist doch unbändig, mich wiederzusehen?"

Der Angeredete stotterte Etwas, das eine Bejahung sein sollte; in Wirklichkeit aber war ihm der Besuch des stromerhaft gekleideten Vetters höchst fatal. Dieser durchschaute ihn vollständig und weidete sich ordentlich an seiner Verlegenheit.

„Da Du Dich also so unbändig freust", fuhr er fort, ohne auch nur den Hohn, der in seinen Worten lag, im Geringsten merken zu lassen, „so wäre es nicht mehr als billig, daß Du diese Freude mit Deinen Bekannten theilest; wie wäre es, wenn wir zu Brauer Müllers an diesem schönen Nachmittag gingen? — Die kleine Marie ist ein prächtiges Mädchen. Wie weit bist Du denn jetzt mit ihr, Du Schwerenöther?"

„Ich habe aus gewissen Gründen meine Besuche bei Müllers eingestellt, überhaupt meinen Familien-Umgang sehr eingeschränkt. Das einzige Haus, das ich noch besuche, ist das der Wittwe Heckner. Sie stammt aus einer feinen Familie. —

„Und wie heißt sie?"

„Mrs. Heckner, wie ich schon sagte!"

„Ich meine sie, die Tochter!"

„Woher weißt denn Du, daß sie eine Tochter hat?"

„Kunststück! Seitdem Du heirathsfähig, hast Du noch immer — leider vergeblich — nach einem Goldfisch geangelt, alter Sohn! — Aber die Kourage hast Du nicht verloren! Das ist Recht. Na, also bei der kleinen Heckner will ich Dir helfen, so viel ich kann. Punktum! Nachmittags fahren wir hinaus!"

Großer Himmel! war das eine Idee! Das war ja ein

Stück aus dem Tollhaus. Mit diesem Stromer, dem die Haare zum Hut und die Zehen durch die Schuhe wuchsen, sollte er zu der Mrs. Heckner fahren, der Frau, bei der Alles so sauber und fein war; die selbst immer so fein sein wollte — die fortwährend von ihren feinen Verwandten in Deutschland erzählte und die ganz unglücklich war, daß sie trotz ihres Reichthums, den ihr verstorbener Mann auf sehr ordinäre Weise als Bäcker erworben hatte, so selten Gelegenheit hatte, mit wirklich feinen Leuten zu verkehren. — Diese ihre Passion für's „Feine", die jedenfalls auch bei der Auswahl eines Schwiegersohnes ausschlaggebend sein würde, hatte er richtig erkannt und darnach seine Fallen für den Goldfuchs gestellt. — Geizig, wie er von Natur aus war, hatte er — wenn auch mit Schmerzen — einen tiefen Griff in seine Ersparnisse, die trotz seines mäßigen Gehalts als Buchhalter recht bedeutend waren, gemacht, sich die modernsten, theuersten Kleider von dem besten Schneider Chicago machen lassen, mit goldenen Reifen seine Finger und seine Brust mit einem Diamanten geschmückt. Vor Allem aber suchte er der Frau durch Erzählungen von seiner feinen Verwandtschaft zu imponiren: Sein als Weichensteller verstorbener Vater avancirte zum Eisenbahn-Direktor, seine Mutter entstammte einem altadeligen Geschlechte u. s. w. — Oft auch hatte er von seinem Vetter Bruno erzählt, der als Offizier von der deutschen Regierung topographischer Studien halber hiergesandt, seit Jahren im Lande umherreise. — Etwas Wahres war ja wohl daran, denn der Lump, der da vor ihm saß, war einmal preußischer Offizier gewesen, und allerdings wohl weniger topographischer Studien wegen, als seiner Wanderlust zu fröhnen, hierhergekommen. — Und jetzt verlangte eben dieser Mensch mit der größten Seelenruhe eines unverfrorenen Gemüths in diese Familie eingeführt zu werden. Der Gedanke brachte ihn in Wuth, und er machte seinem lange zurückgehaltenen Aerger Luft, indem er ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäufte. „Und", schloß er, „statt Deine Schande in

einem Zehn Cents-Lodginghause der West Madison Straße zu verbergen, kommst Du hier in meine Privatwohnung und kompromittirst mich vor meinen Hausgenossen. Damit nicht genug, verlangst Du auch noch, der Frau Heckner — dieser feinen Frau — vorgestellt zu werden und bietest Dich — es ist zum Wahnsinnigwerden — auch noch an, mir bei der Werbung um ihre Tochter behilflich zu sein!" —

Jeder Andere wäre aufgesprungen und fortgegangen! Nicht so unser vielgereiste Mann. — Auch ihm waren die Vorwürfe an die Nieren gegangen, und dieser Empfang seines Vetters, der ihm zu vielem Dank verpflichtet war, hatte ihn tief verletzt — aber er war ein Philosoph und sagte sich, daß Rache ein Gericht sei, welches kalt gegessen werden muß. — Der Andere redete sich immer mehr in die Wuth hinein und ließ sich dabei das Geständniß entschlüpfen, daß er bezüglich seiner Familie stark aufgeschnitten, und daß er auch ihn, den Ex-Leutnant, mit dem Nimbus einer offiziellen Mission Seitens des deutschen Reiches umgeben hatte! —

„So, so", höhnte dieser; „also bin ich doch schon als schweres Geschütz bei der Belagerung verwandt worden?!"

„Wenn Du nicht als so ein.... geradezu gesagt: Lump hergekommen wärest, Du hättest mir allerdings helfen können. — Ich hatte mir Alles schon so schön ausgedacht. Von Deinem Eintreffen durch telegraphische Depesche vorher benachrichtigt, hätte ich es auf irgend eine Weise fertig gebracht, daß Frau Heckner und ihre Tochter mich zu Deinem Empfange auf den Bahnhof begleiteten. Von dort wären wir in einer Kutsche nach dem Bismarck-Garten gefahren und hätten Deine Ankunft mit einem Diner gefeiert, bei dem der Champagner nicht gespart werden sollte. Während ich dann in der liebenswürdigsten Weise der Tochter die Kour schnitt, solltest Du die Mutter über unsere Familienverhältnisse — nach meiner Version natürlich — unterhalten und dann die durch den Wein und Deine Unterhaltung in eine

glückliche Stimmung Versetzte in meinem Namen um die Hand ihrer Tochter bitten." —

„Ist das ein Gauner, dieser liebe Vetter Emil", dachte der Mann im Sorgenstuhl; „Die Alte sollte ich also mit Redensarten und Wein betrunken machen und so ihm seine Braut, wie die Kastanien aus dem Feuer holen. Na warte, du Erzhalunke."

Laut aber sagte er mit der unschuldigsten Miene: „Ja, aber warum machst Du es denn nicht so?"

„Na, erwiderte dieser, „es ist doch jetzt zu spät; Du bist doch schon hier!"

„Ich kann ja noch einmal ankommen!"

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ganz einfach: Ich fahre morgen früh nach Evanston, telegraphiere, daß ich Mittags auf dem N. W.-Depot in Chicago ankomme und dann wird das Programm, wie Du es Dir so schön ausgedacht, strikt durchgeführt."

„Aber, Mensch, in d e n Lumpen. . . ."

„Wenn Dir meine Kluft nicht paßt, so laß uns in einer geschlossenen Droschke — damit Du Dich nicht zu geniren brauchst — nach einem fashionablen Herren-Ausstattungsgeschäft fahren. Dort werde ich mir das Feinste zulegen, auch Uhr, Ringe u. s. w. kaufen."

„Hast Du denn Geld?"

„Ich? Nein. Aber Du. Du solltest eigentlich meine ganze Ausrüstung bezahlen, denn ich adonisire mich doch nur in Deinem Interesse. Aber da ich Deine Liebe zu dem schnöden Mammon kenne, so will ich Gnade vor Recht ergehen lassen, und Dir das Geld, auch die 10 Dollars, die Du mir gefälligst baar leihen wirst, zurückerstatten!"

„Wovon? Du siehst mir gerade darnach aus, als ob Du Schulden bezahlen könntest!"

„Ich trete wieder auf meinem alten Platze im Baubureau ein. Der Bureau-Vorsteher, an den ich mich von meiner Reise aus schriftlich um Wiederanstellung wandte, theilte mir in diesem Schreiben mit, daß ich sofort bei

meiner Rückkehr mich zum Dienstantritt melden sollte." — Emil durchlas das Schreiben aufmerksam, und seine sorgenvollen Gesichtszüge klärten sich allmählich auf. Hier war nichts zu verlieren, denn er wußte, daß der Vetter bei aller Leichtfertigkeit doch ein Ehrenmann war, der sein Wort hielt. — Ja, er wollte ihn fein herausputzen, er wollte mit ihm Staat machen.

Bruno war ein schöner Mann und die Umgangsformen der feinen Gesellschaft, in der er sich als Offizier bewegt hatte, machten ihn in jeder Gesellschaft beliebt und er gewann die Herzen der Frauen im Sturme! Das war der Mann, der seiner Schwiegermutter „in spe" imponiren würde. Die Hauptsache war, daß er ihn jetzt ordentlich instruirte, damit er bei Leibe keine Dummheiten machte. — — —

Das von den beiden Vettern aufgestellte Programm wurde genau nach Verabredung durchgeführt. Fahrplanmäßig lief der Zug der Milw. & St. Paul-Bahn ein, die beiden Vettern begrüßten sich auf's Herzlichste. Dann stellte Emil den „Herrn Leutnant" den Beiden vor und die ganze Gesellschaft fuhr per Automobile nach dem Bismarckgarten, wo ihrer ein, von Emil telephonisch bestelltes, exquisites Diner bereits harrte. Die Unterhaltung während der Fahrt und der ersten Gänge des Mahles war nicht besonders animirt. Man war sich gegenseitig noch zu fremd. Bruno hatte daher hinreichend Muße, die beiden Damen mit dem scharfen Auge des Frauenkenners zu betrachten. Die Mutter war eine gewöhnliche Frau, die durch Affektirtheit und Vornehmtheuerei den Mangel an natürlicher Liebenswürdigkeit nur noch mehr zum Ausdruck brachte; ihre Sprache war geziert; ihre Bewegungen künstlich einstudirt; Alles an der Frau schien gemacht, auf Eindruck berechnet. Die Tochter dagegen war ein reizendes Wesen mit wunderbar schönen Zügen: offen lachten ihre munteren Augen aus dem jugendfrischen Gesichtchen in die Welt. Nur bisweilen schien für eine Sekunde ein Schatten darüber zu gleiten. Auf blendend weißem Grunde wird das kleinste,

schwarze Pünktchen sichtbar, das kleine Wölkchen des Unmuths, das wenn auch nur auf einen Moment über dieses glückstrahlende Kinderantlitz huschte, entging dem scharfen Beobachter nicht. — Und auch die Ursachen hierfür wurden ihm sehr bald klar. Jedesmal, wenn sein Vetter Emil sich mit einer Frage an sie wandte, begleitete dieser Ausdruck die möglichst kurz gegebene Antwort. Offenbar war ihr die Unterhaltung mit dem jungen Manne nicht genehm, vielleicht ahnte sie mit weiblichem Feingefühl dessen geheime Wünsche und wies sie in ihrer Seele zurück; genug, Bruno wußte, daß dieses liebliche Kind seinen Vetter Emil niemals aus freier Wahl, wenn überhaupt, sondern nur auf den Wunsch, durch den Einfluß oder gar den Zwang der Mutter heirathen werde. —

Um also der überspannten Mutter zu schmeicheln, war der Schleicher auf ihre Passion fürs Feine eingegangen und hatte sich trotz seines Geizes, wie Salomo in aller Pracht gekleidet; — deshalb also mußten auch die biederen Ackerbürger von Posemuckel, seiner Mutter selig entschlafene Vorväter, die Wappenschilder der märkischen Raubritter auf sich nehmen, damit er sie als seine Ahnen vorführen konnte. Und schließlich verlangte der saubere Vetter von ihm, daß er durch seine gesellschaftlichen Talente für ihn Propaganda machen und den erlogenen Glanz der Familie durch Bestätigung der Lügen befestigen und durch noch größere Lügen erhöhen sollte. — Und das verlangte der Mensch von ihm, der sich gestern seiner noch geschämt, der ihn seiner schlechten Kleidung wegen beinahe hinausgeworfen hätte; ihn, dem er tausendmal Dank für frühere Wohlthaten schuldig war? —

Das Geld für den Anzug und die 10 Dollars hätte er ihm nie vorgeschossen, wenn er nicht durch das Anstellungsdekret gesichert wäre und es in seinem Interesse lag, den Vetter als feinen Mann vorzuführen. Ja, Emil war ein Egoist, ein Streber, der in seiner Selbstsucht auf Niemanden Rücksicht nahm, wenn nur seine Zwecke gefördert wurden. — Bruno war überzeugt, daß Emil wußte, die junge Dame empfinde nicht

die geringste Zuneigung, ja vielleicht Abscheu gegen ihn. Das genirte den gemeinen Menschen weiter nicht, denn er kannte den großen Einfluß der Mutter über die Tochter, und wenn er durch deren Machtspruch in den Besitz des Mädchens und vor allen, allen Dingen der reichen Mitgift kam, nun, so hatte er sein Ziel ja doch, wenn auch auf Umwegen, erreicht. — Je länger Bruno über die Sache nachdachte, je erbärmlicher erschien ihm der Charakter des Vetters; und je länger er in das liebliche Gesicht der jungen Dame sah, je niederträchtiger kam ihm die Rolle vor, die ihm der elende Mensch in dem Komplotte zugedacht hatte. Diesen Engel sollte er verrathen und verkaufen helfen! er hätte schlechter wie Ischariot sein müssen, nein, retten wollte er sie, und sollte er sich selbst zum Opfer bringen. —

„Aber Bruno", weckte da plötzlich des Vetters Stimme den in tiefes Nachdenken Versunkenen — „aber Bruno, Du bist ja heute so schweigsam; bitte, erzähle doch von Deinen Reiseerlebnissen...."

„Ja, Sie würden uns unendlich verbinden, Herr Leutnant", flötete die Alte....

„Wenn ich bitten darf", unterbrach sie dieser, „Herr Heimer! Den „Leutnant" habe ich vor Jahren in Deutschland zurückgelassen. Es war eine kleine Ungeschicklichkeit meines Vetters, mich unter diesem Titel den Damen vorzustellen."

„Aber warum wollen Sie sich dieses schönen Titels begeben, da Sie doch im Auftrage der deutschen Regierung Studien halber die Welt bereisen?" fragte die ältere Dame mit geziertem Lächeln.

„Hast Du das den Damen erzählt, Emil?" wandte er sich an diesen, der durch die Wendung, die die Unterhaltung genommen, in der größten Verlegenheit dasaß; „wenn so", — dies mit Betonung — „so hast Du Dich eben einer groben — nennen wir es mit einem etwas zu milden Ausdruck „Ungenauigkeit", schuldig gemacht."

Der Gemaßregelte krümmte sich ordentlich vor

Scham und Wuth; er versuchte eine Erwiderung, aber die Gurgel war ihm wie zugeschnürt.

Die Alte warf ihm einen zornigen Blick zu: sie war empört, daß er sie angelogen, und schön Aennchen hüstelte so ein wenig boshaft-vergnügt und rückte ihren Stuhl um einige Zoll von Emil's Seite fort. Mit einem dankbaren Augenaufschlag lohnte sie Bruno; sie erhoffte in ihm einen Bundesgenossen: hatte er doch den verhaßten Bewerber vor ihrer Mutter als einen Aufschneider hingestellt. — Eine peinliche Pause folgte; endlich, um das Dekorum doch einigermaßen zu wahren und die Unterhaltung nicht ganz in's Stocken gerathen zu lassen, nahm die Frau das Thema wieder auf, indem sie von Neuem die Bitte an Bruno stellte, Etwas von seinen Reiseerlebnissen zu erzählen.

„Ach bitte, bitte schön, Herr Reimer", sekondirte ihr die Tochter mit ihrem schönsten Lächeln, „erzählen Sie uns recht viel von Ihrer interessanten Reise?"

Die Mutter war ganz erstaunt über das Mädchen. Dem Emil gegenüber, der sie förmlich anbetete und den sie doch schon seit längerer Zeit kannte, war sie so wortkarg, so zurückhaltend, und diesem fremden Herrn, den sie heute zum ersten Male in ihrem Leben sah, schien sie ohne Weiteres Zutrauen zu schenken. Aber war das gar so wunderbar? Welch' ein Kontrast zwischen diesen beiden Männern! Brunos männlichstolze Erscheinung mit seinem offenen Blick, die Freiheit und Eleganz in jeder seiner Bewegungen, das Natürliche und doch Gewählte in seinen Worten ließ selbst diese Frau erkennen, die doch sonst nur auf das bunte Titelblatt sah, daß der über die Maßen aufgeputzte, mit allerlei süßen — allerdings auswendig gelernten — Höflichkeitsphrasen um sich werfende Emil in jeder Beziehung seinem Vetter nachstand. Bruno war der dankbare Blick schön Aennchens nicht entgangen, und ihre Aufforderung zum Erzählen sollte ihm jetzt Gelegenheit geben, seine Rechnung mit dem Vetter wett zu machen und sich in ihrer Gunst zu befestigen. —

Er entschuldigte sich zunächst, daß die Damen wahrscheinlich arg enttäuscht werden würden; was er von seinen Erlebnissen erzählen könne, werde für sie nur geringes Interesse haben, denn seine Wanderlust habe ihn aus der guten Gesellschaft getrieben; fernab von aller Kultur, habe er fortwährend mit Schwierigkeiten, ja mit Hunger und Noth zu kämpfen gehabt, und sein Verkehr sei meistentheils auf Menschen angewiesen gewesen, die den Kreisen seiner Zuhörerinnen vollständig fern ständen.

Während dieser Vorrede hatte Emil wie auf Kohlen gesessen. „Um Gotteswillen", dachte er, „jetzt wird der Unglücksmensch gar mit seinen Stromergeschichten loslegen, dann bin ich ja auf immer blamirt!" — In seiner Herzensangst applizirte er dem Erzähler einen kräftigen Fußtritt unter dem Tische, um ihn vor weiteren Indiskretionen zu warnen. Dieser quittirte den unhörbaren, aber schmerzlich empfundenen Ordnungsruf aus der Tiefe, mit einem höhnischen Blicke, ließ sich aber nicht im Geringsten stören. Vielmehr schilderte er nun in den lebhaftesten Farben das Leben des heimathlosen Wanderers: wie er oft Meilen und Meilen durch wüste Gegenden sich ohne Speise und Trank bei glühender Sonnenhitze schleppt; wie er endlich eine Ansiedlung erreicht, aber von dem hartherzigen Farmer gezwungen wird, für seine Kost schwere Arbeit zu thun, bis er im Stande und bei Kräften ist, weiter zu wandern; wie er dann auf dem Eisenbahn-Damm marschirt, über die hohe Eisenbahnbrücke, von Schwelle zu Schwelle springend, jeden Augenblick gewärtig, in die Tiefe zu stürzen, oder von dem, aus der Ferne mit Donnergepolter herannahenden Zuge zu Atomen zermalmt zu werden — dann schildert er ihnen eine Fahrt als blinder Passagier auf dem Frachtzug: wie er und sein Partner sich unter dem Wassertank verstecken, bis es dunkel geworden und dann bei günstiger Gelegenheit, als die Maschine Wasser nimmt, in einen leeren Frachtwagen springen: wie die Bremser sie dort entdecken und während der Fahrt vom

Zuge stoßen: wie sein Partner dabei den Fuß verrenkt und er dann täglich nach dem sechs Meilen entfernten Oertchen laufen und dort die Nahrungsmittel für sich und den kranken Freund erbetteln muß. —

Emil schwitzt während der Erzählung Blut! Solche Schande! Sein Vetter hat gebettelt und erzählt das dieser Frau. Er hat verschiedene Mal einen Ansatz gemacht, den Erzählenden zu unterbrechen und das Thema zu ändern, aber jedesmal hat die junge Dame ihn daran gehindert, indem sie, ganz hingerissen von der interessanten Erzählung fast ärgerlich ruft: „Lassen Sie doch Herrn Reimer fortfahren, er erzählt zu schön!" Auch die Alte, die Anfangs bei verschiedenen Episoden bedenklich die Nase gerümpft hat, scheint ihre Passion für das Feine für den Augenblick vergessen zu haben und folgt mit dem gespanntesten Interesse dem Erzählenden durch die Lagerstätten der Hobos und die Slums der großen Städte. Das Interesse verwandelt sich in Mitleid, wenn sie bedenkt, daß dieser junge Mann früher Offizier gewesen. Welch ein Umgang für einen solchen Mann, der aus der feinsten Familie stammt und nur mit vornehmen Leuten Verkehr gehabt hat." Unwillkürlich ruft sie daher aus: „Was würde wohl Ihr Onkel, der Herr Eisenbahn-Direktor, zu dieser Reise sagen?"

Er hätte am liebsten laut aufschreien mögen, denn soeben hatte er wieder ein Warnungssignal in Gestalt eines derben Fußtritts erhalten, verbiß aber den Schmerz und fragte ganz erstaunt:

„Mein Onkel, ein Eisenbahn-Direktor?"

„Nun ja, Ihres Vetters, des Herrn Emils Vater, ist draußen doch Eisenbahn-Direktor!"

„So?" und zu Emil gewendet: „Dann ist Dein Papa aber schnell avancirt, vor zwei Jahren war er doch noch....Weichensteller!!!"

In diesem Augenblicke sprang die junge Dame, die während der Erzählung unbewußt immer näher an Bruno herangerückt war, mit einem lauten Aufschrei auf: „O! mein Knie!" rief sie, „mein Knie!" und hüpfte auf

dem einen Fuße vor Schmerzen um den Stuhl, indem sie die Hand auf die Kniescheibe drückte. „Was ist Dir denn geschehen?“ schrie die Mutter, die ebenfalls aufgesprungen war. „Um Gotteswillen, Fräulein, haben Sie sich gestoßen?“ rief Bruno. — „Nein“, jammerte sie, „aber, der schlechte Mensch der hat mich mit dem Fuße gestoßen!“ — In demselben Augenblicke, in dem das Mädchen aufgesprungen, hatte Emil erkannt, welches Unheil er angerichtet, und war, die Aufregung der Tischgenossen benutzend, blitzschnell verschwunden, ohne daß es Jemand bemerkt hätte. — Groß war das Erstaunen Aller darüber, aber noch größer die Entrüstung der Mama. Die von Bruno pro forma vorgebrachten Entschuldigungen wies sie schroff zurück: sie werde dem rohen Menschen, der noch dazu ein Erzlügner und Schwindler sei, niemals mehr Zutritt zu ihrem Hause gestatten. Bruno mußte dann den Wagen bestellen — Gott sei Dank, daß er noch ein paar Dollar „Cash“ von Emil gepumpt hatte — und man fuhr mit sehr gemischten Gefühlen nach der Stadt zurück.

* * *

Sieben Jahre später. — Szene: Wohnstube im Hause des Herrn Reimer. Pater Familias liest die Zeitung, die Mama beaufsichtigt die Kinder, die um den Tisch sitzen und spielen. Plötzlich ruft das fünfjährige Elschen: „O! weh! O! weh! Der böse Bub', der Charlie, hat mich an's Bein gestoßt!“

Papa legt die Zeitung bei Seite, um das Röhrchen zu holen. Mama drückt ihn in den Lehnstuhl zurück und flüstert ihm etwas in's Ohr! — Der aber zieht sie an sich und gibt ihr einen herzlichen Kuß.

„Sieben Jahre also sind's heut' gerade — '. war doch gut, daß er Dich an's Knie gestoßen. Wie Alte?“

Der Charlie aber hat heut keine Prügel gekriegt.

„Morgen ist Ostern!“

Die Glocken läuteten den Feiertag ein: „Morgen ist Ostern! Morgen ist Ostern!“ Dann verstummten sie. Die beiden Frauen, die an dem ersten warmen Frühlingsabend in dem Garten vor dem Hause saßen, falteten die Hände und beteten leise.

„Morgen ist Ostern“, sagte die Aeltere.

„Morgen ist Ostern“, wiederholte die Jüngere traurig, „das letzte Osterfest, das ich in der Heimath feiere. — O Mutter, einzige Mutter, der Gedanke bricht mir das Herz! — Morgen ist es das letzte Mal, daß wir zusammen zur Kirche gehen — das letzte Mal!“

Sie weinte leise vor sich hin, dann plötzlich umschlang sie die alte Frau und schrie: „Mutter, sag', es ist Alles nicht wahr! Es ist nur ein böser Traum! — Ich bleibe bei Dir. Ich gehe nicht in das fremde Land über das weite Meer!“

Die Mutter löste sich langsam aus der Umschlingung und streichelte ihr die wie im Fieber glühenden Wangen: „Es ist Gottes Wille, Kind“, sagte sie mit angenommener Ruhe, während Thränen der Rührung in ihren Augen standen; „es ist Gottes Wille! In der Schrift steht's: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne Deiner Wahl folgen.“

Dann schwiegen Beide eine lange Weile, ihren Gedanken nachhängend.

„Wenn Du Dich nur hättest entschließen können, mit mir zu kommen, Mutter!“ sagte das Mädchen, „dann wäre ich so glücklich, so unaussprechlich glücklich geworden; ich liebe Adolph mit meiner ganzen Seele; ich bringe ihm gerne das Opfer, mich von Allem, was mir

lieb ist, loszureißen und ihm über das weite Meer in's unbekannte Land zu folgen — aber die Trennung von Dir ist ein zu großes Opfer; die Sehnsucht nach Dir wird mich elend machen, mich tödten! Warum, warum bleibst Du zurück?"

Die alte Frau erwiderte nichts. Sie stand von der Bank auf und nahm der Tochter Hand in die ihre. Dann leitete sie sie langsam die Dorfstraße hinunter nach dem Gottesacker. Vor einem frisch mit Blumen geschmückten Grabe blieb sie stehen: „Hier ist mein Platz", sagte sie feierlich, „hier, Kind, an der Seite Deines Vaters. Meine Tage sind gezählt, und ich werde ihn bald einnehmen. — — — Du aber gehörst an die Seite des Mannes, den Du liebst; Du wirst ihm folgen und mich verlassen, denn so will es die Schrift. Der Bund der Herzen wird im Himmel geschlossen, und was Gott der Herr zusammenfügen will, das soll der Mensch nicht scheiden wollen und sich seinem Willen widersetzen. Du hast dem Manne zugeschworen, sein Weib werden zu wollen — sei es mit Freuden — und liebe ihn, wie ich Deinen Vater geliebt habe....über das Grab hinaus...."

„Ich will es, Mutter!"

Sie gehen langsam nach Hause. Keiner spricht. Die Dörfler, die die Beiden schweigend vom Kirchhof Hand in Hand kommen sehen, ahnen, was in ihren Seelen vorgeht; sie nicken den Frauen einen stummen Gruß zu und stören sie nicht durch lästiges Fragen.

Die Mutter sucht ihr Lager auf. — Die Tochter setzt sich wieder auf die Gartenbank. Sinnend schaut sie eine Weile vor sich hin, dann nimmt sie einen Brief aus dem Kleide. Es ist schon fast dunkel, aber sie hat die Zeilen so oft gelesen, sie weiß Wort für Wort auswendig. Nur anscheinend lesend, murmelte sie die Schlußworte des Briefes: „Darum komme, liebe Anna, und fürchte nicht, daß Du Deine gute Mutter nie wieder sehen sollst. — Suche sie zu überzeugen, daß ich sie mit offenen Armen empfangen und wie meine eigene Mutter achten und ehren will. — Gelingt es Dir aber dennoch nicht, Dein Mütterchen

aus der alten Heimath in Deine neue mit Dir zu bringen, so verzage nicht, denn ich verspreche Dir bei unserer Liebe, daß Du sie in nicht zu ferner Zeit wiedersehen sollst. Ich will schaffen und arbeiten dafür, und Gott wird seinen Segen dazu geben!" — „Kann Gott dazu seinen Segen geben?" schluchzte sie, „wenn ich meine Mutter verlasse?" — Dann wankte sie in's Haus.

* * *

Ein Jahr später. — Wieder läuteten die Glocken den Feiertag ein: „Morgen ist Ostern"; morgen ist Ostern." — Dann verstummten sie. — Die bleiche, abgehärmte Frau, die in dem elenden Zimmer des Tenementhauses am Krankenlager saß, faltete die Hände und betete.

Der Kranke schlug die Augen auf und sagte mit wehmüthiger Stimme: „Morgen ist Ostern."

„Morgen ist Ostern", wiederholte die Frau leise. Sie rückte ihm die Kissen zurecht, und er schlief ein. Sie stand geräuschlos auf, zündete die Lampe an und holte ihrer Mutter Brief hervor, den sie vor einer Stunde erhalten. Der Brief war noch nicht geöffnet, denn sie wollte den Kranken vor jeder Aufregung bewahren; jetzt konnte sie ihn lesen — der Kranke schlief. Neuigkeiten aus dem Dorf—ihre Freundin Maria hatte den Schmied geheirathet, der alte Lehrer war gestorben, die Ernte war sehr schlecht gewesen, eine Eisenbahn sollte gebaut werden — dann der Schluß: „Und nun", las sie, „muß ich Dir ein Geständniß machen, liebe Anna! Ich habe meine Kraft überschätzt. Bei dem Abschiede von Dir vor einem Jahre habe ich den Schmerz der Trennung mit Gewalt niederzukämpfen versucht und es gelang mir, meine Fassung zu bewahren; aber nach Deinem Scheiden überkam mich ein Bangen, eine Sehnsucht nach Dir, die von Tag zu Tag wuchs, bis sie mir die Fröhlichkeit zur Arbeit raubte und den Schlaf von meinem Lager trieb. Oft bin ich dann wohl Nachts zu Deines Vaters Grabe

geeilt und habe Gott angefleht, mich Ruhe finden zu lassen. Der Herr hat mich nicht erhört; er hat mich erkennen lassen, daß es Sünde ist, um der Liebe willen zu den Todten die Liebe zu den Lebenden aus unseren Herzen zu reißen. Ich muß Dich wiedersehen — ich muß wieder mit Dir leben. — Ich will ja die Mühseligkeiten der Reise gerne ertragen, meine Furcht vor dem fernen Lande bezwingen, das Gefühl der Abhängigkeit von meinen Kindern niederkämpfen, wenn ich Dich nur wieder an mein Herz drücken kann."

Die junge Frau konnte nicht weiterlesen; Thränen füllten ihre Augen und sie mußte alle ihre Kraft aufbieten, um nicht laut aufzuschluchzen und den ruhig Schlafenden zu stören. — — —

Der Armenarzt trat ein. Nach einer sorgfältigen Untersuchung des Patienten wandte er sich an die junge Frau: „Ihr Mann hat die Krisis überstanden, er wird genesen!"

„Er wird genesen!" jubelte die Frau auf.

„Ja", erwiderte der Arzt laut, „die Gefahr ist vorüber", fügte aber, nachdem er ihr zugewinkt hatte, aus der Hörweite des Kranken, an's Fenster zu treten, leise hinzu:

„Doch wird er niemals wieder im Stande sein, schwere Arbeit zu verrichten. Sollte er es dennoch versuchen, so würde er zu Grunde gehen — die Vergiftung, die er sich in der Bleiweißfabrik zugezogen, hat seine Kraft gebrochen."

Die Freude, daß ihr Mann am Leben erhalten bleibe, ließ die Sorge um die Zukunft nicht aufkommen. „Ich werde arbeiten! Und wenn er ganz hilflos bleiben sollte, ich werde genug für uns Beide verdienen", redete sie sich Trost ein, ohne zu bedenken, wie schwach, wie elend sie selbst durch die Anstrengungen, die Entbehrungen in der langen Leidenszeit am Krankenbette geworden. —

Da fiel ihr plötzlich der Brief der Mutter ein. Der Gedanke an den Gram der alten Frau riß das trügerische

Gebilde, das ihr die Hoffnung vorgespiegelt, nieder; sie sah die Unmöglichkeit ein, den Wunsch der geliebten Mutter zu erfüllen, zu ihr zu kommen. Verzweifelt stürzte sie vor dem Bette ihres Mannes nieder und jammerte: „Meine Mutter! Meine Mutter!“ Der Kranke streckte die zitternde Hand nach seinem Weibe aus, streichelte ihr über's Haar und sagte tröstend: „Anna, ich werde wieder gesund werden und werde arbeiten und sparen, und wenn wir ihr dann eine Schiffskarte schicken und sie recht herzlich bitten, zu uns zu kommen, so wird sie es thun. Wenn aber nicht, fahren wir selber hinüber — freilich....freilich wird das länger dauern....“

Anna barg ihr Gesicht in die Kissen und schluchzte. — Jedes Wort schnitt ihr in die Seele. Er war so gut, so opferwillig, und dabei ahnte er nicht, daß er bei seinem geschwächten Körper kaum im Stande sein werde, sich selbst zu ernähren, noch viel weniger, ihr ein solches Opfer zu bringen! — Durfte sie ihm mittheilen, daß die Mutter jetzt sich so sehnte, herüber zu kommen? Nein, er durfte es nicht erfahren, den Brief nicht lesen. Ebensowenig sollte ihre Mutter wissen, in welch' trauriger Lage sie sich befanden — sie wollte sie täuschen, ihr schreiben, daß es ihnen gut gehe, daß sie recht tüchtig sparen — es würde nur kurze Zeit nehmen, dann hätten sie so viel erübrigt, daß sie in die Heimath zurückkehren und dort von ihren Ersparnissen leben könnten — das Mutterherz glaubt ja so gerne an das Glück der Kinder, sie würde ihr glauben und Trost finden — in der Hoffnung auf das Wiedersehen! —

Der Kranke war in die Kissen zurückgesunken und eingeschlafen.

Anna verharrte in ihrer knieenden Stellung vor dem Bette und lauschte auf die Athemzüge des Schlafenden. — So verging eine lange Zeit. Da schlug er die Augen auf. „Anna, ich habe einen Traum gehabt!“

„Reg' Dich nicht auf, Liebster, der Doktor hat's verboten.“

„O, ich rege mich nicht auf. Es war ein so schöner Traum!“

„Stille! Stille!“

„Anna, Anna, ich muß Dir's erzählen; mir hat geträumt, Du seist zu Deinem Mütterchen gegangen, und als ich Abschied von Dir nahm, da sahst Du so schön, so lieblich aus....wie....wie....ein Engel....“

* * *

„Der Doktor hat nicht Recht gehabt, Anna. Mit jedem Tage seit meiner Genesung bin ich kräftiger geworden; ich fühle mich gesünder und stärker, als je in meinem Leben. Morgen melde ich mich wieder zur Arbeit in der Bleiweißfabrik.“

So sprach Merkelt etwa sechs Wochen nach der eben geschilderten Szene zu Anna. Dann langte er vom Spinde den rostig gewordenen „Dinner-Pail“ und begann ihn zu putzen. — Die Frau bat ihn, sich noch zu schonen, oder aber, wenn er durchaus arbeiten wolle, sich nach leichterer Arbeit umzuschauen. Vor allen Dingen aber solle er doch um Gotteswillen der Bleiweißfabrik fern bleiben, der Doktor habe es ihr auf's Herz gebunden, ihn dort nicht arbeiten zu lassen! Ihre Vorstellungen blieben ohne Erfolg. Er versicherte, der Doktor sei im Irrthum, wenn er glaube, die Arbeit in dieser Fabrik sei sonderlich schwer oder gefahrbringend. Er habe sich dort gut eingearbeitet, deshalb falle es ihm leichter, als anderswo. Außerdem zahle man nirgends so hohe Löhne für ungeschulte Arbeit! —

Auf ihren Einwand, daß er nicht auf hohen Lohn sehen solle, da sie ja gerne nach wie vor willig sei, mitzuhelfen und, wenn es nöthig, für den Unterhalt Beider zu sorgen, erwiderte er: „Nein, Anna, Du sollst von heute an nicht mehr arbeiten. Nicht ich, Du bedarfst der Schonung, der Ruhe. Während meiner Krankheit hast Du Dich für mich aufgeopfert, Du hast um meiner willen Dich gequält, um meiner willen gedarbt, und die Liebe

hat Dir die Kraft dazu gegeben. Jetzt aber bist Du bleich, elend, abgehärmt, und da ist es meine Pflicht, Deiner Opferfreudigkeit ein Halt zuzurufen. Du sollst nicht mehr arbeiten. Du sollst Dich schonen und pflegen, daß Du wieder so schön und rothwangig aussiehst, wie vor einem Jahre, als ich Dich von New York abholte."

Am nächsten Morgen meldete er sich wieder beim Vormann in der Bleiweißfabrik und bat ihn um seinen alten Platz als Pfannenabträger.—

Der Vormann äußerte sein Bedenken, es zu thun. „Merkelt", sagte er, „Du weißt, das ist schwere und ungesunde Arbeit. Der heiße Dampf von dem geschmolzenen Blei verursacht die Bleikolik. Du hast sie doch eben erst überstanden und weißt...."

„Die Arbeit wird aber am Besten bezahlt", erwiderte Merkelt; „ich brauche Geld und bald."

Der Vormann stellte ihn ein. Merkelt war ein guter Arbeiter gewesen und es war schwer, Leute zu finden, die ihre Gesundheit auf's Spiel setzten und willens waren, die mephitischen Bleidünste einzuathmen. — Als er die erste Pfanne in den Füllraum brachte, wo das geschmolzene Blei mit dem Oel gemischt und dann „gekanned" wird, sagte der Strawboß (so werden die alten Arbeiter genannt, die als Untervorleute fungiren): „Merkelt, Merkelt, laß Du Deine Finger von den Pfannen, geh' in den Hof und lade Blei auf, da ist die Arbeit gesünder."

„Aber der Lohn nur halb so groß", erwiderte Merkelt, setzte die Pfanne ab und ging fort.

„Du bist auch so einer von denen", rief ihm der Strawboß nach, „die lieber bei 4 Dollars den Tag kaput gehen, als bei 2 Dollars verständig leben wollen."

„Wenn er nur wüßte", murmelte Merkelt, „warum ich diese gefährliche Arbeit thun muß. Ich m u ß. — Mir schauderts vor dem abscheulichen Dampfe und die Glieder zittern mir von der schweren Arbeit, für die ich viel zu schwach geworden, aber ich m u ß. Die Anna siecht dahin; ich lasse sie in dem Glauben, daß ich denke,

dies Hinsiechen sei die Folge ihrer Anstrengungen und Entbehrungen während meiner Krankheit — seitdem ich den Brief ihrer Mutter, den sie so sicher versteckt zu haben glaubte, gefunden habe, weiß ich es besser — der Gram um die alte Frau ist's, der sie aufreibt — aber wenn ich hier auf diesem Posten nur kurze Zeit aushalte, habe ich Geld genug, um für Mutter eine Fahrkarte zu kaufen — und wenn ich diese dann eines Tages der Anna gebe und zu ihr sage: „Anna, jetzt kann Deine Mutter kommen; — die Freude wird sie gesund machen."

Mit neuem Muthe machte er sich wieder an die Arbeit. So verging eine Woche. Der Vormann beobachtete ihn genau; er sah, wie Merkelt jede Muskel seines Körpers anstrengte, wie er bisweilen unter der Last schwankte, und er sah auch, daß die verrätherischen Flecken, die das Herannahen der Kolik andeuten, auf der Stirn Merkelt's sich wieder allmählich zeigten. — „Du mußt Schicht machen", sagte er, „die Arbeit im Pfannenraum macht dich kaput." „So laß' mich doch wenigstens im Hofe Blei laden", bat Merkelt, „wenn ich dann schon nicht 4 Dollars verdienen kann, so müssen's zwei Dollars thun, es dauert leider länger", setzte er mit einem Seufzer leise hinzu. Der Vormann hatte es aber doch gehört und sagte: „Es wird länger dauern, um reich zu werden, meinst Du? Du lieber Gott, hier ist, unter uns gesagt, noch kein Arbeiter reich geworden, und die es mit Gewalt werden wollten, sind jetzt in einer anderen Schmelze." Damit zeigte der rohe, aber doch gutmüthige Mann mit dem Finger nach unten. „Will Dir 'was sagen, das Bleiladen ist auch nichts für Dich; hier machen Dich die Dämpfe, draußen macht Dich das schwere Anheben kaput! Da Du aber ein ordentlicher Kerl bist und Dich hier zu Schanden gemacht hast, sollst Du einen Faullenzer-Posten bekommen. Ich will Dich zum „Toolboß" (Aufseher über die Geräthschaften) machen. Da kannst Du alt und grau dabei werden. Viel Lohn kann ich Dir nicht geben, aber immerhin kannst Du Dich bei 8 Dollars die Woche satt essen."

Ein klein Wenig ist ungeheuer viel mehr als ein gar Nichts.

Mit Dank auf den Lippen, aber Gram im Herzen, nahm er das Anerbieten an. — „Wenn ich mich sehr einschränke und Anna nur nicht noch kränker wird, kann ich am Ende doch noch zwei Dollars die Woche erübrigen", tröstete er sich, „allerdings wird es dann wohl Ostern nächstes Jahr werden — ich habe schon ausgerechnet, daß Annas Geburtstag gerade auf den Tag vor Ostern fällt, bis ich ihr die Schiffskarte für die Mutter geben kann — aber die Freude, die Freude über das Geburtstagsgeschenk!"

* * *

Am Samstag wurde um zwei Uhr in der Fabrik Schicht gemacht, und die Arbeiter wurden ausbezahlt.

Am Samstag vor Ostern wartete Merkelt, bis der Kassirer das letzte Kouvert durch das Gitterchen den Arbeitern zugeschoben hatte, dann trat er bescheiden an den Schalter und sagte: „Mr. High, ich möchte um meine Ersparnisse bitten und mich gleichzeitig bedanken, daß Sie mir das Geld aufgehoben haben. Sie haben mir einen großen Gefallen damit gethan, denn ich will meine Schwiegermutter kommen lassen und so weiß jetzt meine Frau nichts davon", setzte er vertraulich hinzu! —

Der Kassirer sah ihn groß an.

„So? So?" scherzte er. „Deiner Schwiegermutter willst Du ein Billet zur Herreise schicken? Ich möchte der meinigen zwei Tickets erster Kajüte zur Rückreise kaufen; aber sie will nicht. Merkelt, Du bist ein glücklicherer Mensch, als ich!"

Merkelt war nicht bloß ein glücklicherer Mensch als Mr. High, er war in dieser Stunde der glücklichste Mensch in der ganzen Welt. Zum hundertsten Male rechnete er aus, daß er von der ersparten Summe nicht nur das Billet kaufen, sondern daß er auch noch zehn Dollars sei-

L. of C.

ner Schwiegermutter als Zehrpfennig senden konnte. Gegen seine sonstige Gewohnheit war er gesprächig; das Herz war ihm so voll und er erzählte den beiden Bekannten, die ihn nach der „Billet,Maklers-Office" begleiteten, daß er seine Frau überraschen wolle. Heute sei ihr Geburtstag. Er habe, ehe er heute Morgen zur Arbeit ging, sich so gestellt, als wisse er es nicht, und habe ihr auch nicht gratulirt, damit die Ueberraschung, die Freude desto größer sei, wenn er ihr jetzt das Geburtstagsgeschenk, — das Reisebillet für die Mutter — bringe.

Nachdem er das Billet besorgt, kaufte er einen Kranz in einer Blumenhandlung und in einer Materialwaarenhandlung Kerzen.

Vierundzwanzig kleine Kerzen! Für jedes Jahr eine. — Der Draht, den ihm der Verkäufer gab, zitterte so in seinen Händen, daß er die Lichte nicht befestigen konnte. — „Helft mir", sagte er zu den beiden Freunden, „ich kann nicht, ich kann nicht!" — Er wandte sich um, um die Thränen, die ihm die Freude erpreßte, zu verbergen. — Den Männern mit den harten Händen fiel es auch schwer, diese, immerhin etwas Geschicklichkeit erheischende Arbeit zu thun, aber endlich waren, wenn auch in sehr ungleichen Abständen, die Kerzen auf dem Kranze angebracht. — Die Freunde, angesteckt von seiner Freude, baten ihn, mitkommen und die Ueberraschung ansehen zu dürfen. — Er dankte für ihre Theilnahme, doch bat er sie, zurückzubleiben. Es wäre vielleicht selbstsüchtig von ihm, aber es wäre ihm unmöglich, die Freude mit Jemand zu theilen; er wolle es allein ansehen, wenn seine Anna in Jubel ausbrechen werde. Später am Abend sollten sie ihn besuchen....

Vor dem Hause trennte er sich von ihnen. Er steigt die Treppe hinauf. Auf dem Korridor zündet er die Lichte an. Dann lauscht er an der Thür — Alles still. Sie ist wahrscheinlich in der Schlafkammer und ruht, weil sie gegen seinen Wunsch sich nicht hat abhalten lassen, sich anzustrengen, um mit Waschen Geld zu verdienen!

Vorsichtig tritt er ins Zimmer, setzt den Kranz mit

den brennenden Kerzen auf den Tisch und legt die Fahrkarte in den Kranz.

„Anna, Anna!“ ruft er und versteckt sich hinter das Spind.

Jetzt wird sie ins Zimmer kommen und dann — dann....

Aber nichts rührt sich.

„Anna! Anna!“ ruft er nochmals und lauter.

Kein Laut. Er tritt aus seinem Versteck hervor und öffnet die Kammerthür. — Da liegt sie auf dem Lager, so bleich, so schön, gerade so wie er sie damals im Traume gesehen....schön....schön....wie ein Engel....

Es kommt ihm wie Entweihung vor, sie durch einen Aufruf zu wecken; er neigt sich nieder und drückt seine Lippen auf ihren Mund....

Sie erwacht nicht, sie schläft weiter.

„Mütterchen wir kommen!“ haucht er ihr leise in's Ohr.

Sie hat ihn nicht gehört.

„Anna!“ Er faßt sie bei der Hand. Die Hand ist so kalt. — Er will sie zwischen die seinen nehmen, aber sie fällt wie ein lebloser Gegenstand herab.

„Anna! Anna!“ ruft er laut und lauter. — Sie rührt sich nicht. — Eine fürchterliche Angst packt ihn. Er neigt sich über sie, legt das Ohr auf ihre Brust — das Herz schlägt nicht! —

„Todt!“ schreit er — „Todt!“ Dann bricht er in die Kniee.

Der Schrei lockt die Nachbarn herbei. Der Arzt wird gerufen.

„Ein Herzschlag!“ — —

Vor dem Bette, neben dem noch immer in seiner knieenden Stellung Verharrenden, liegt ein geöffneter Brief. Er ist der Hand der Todten entfallen. Eine Nachbarin hebt ihn auf....Sie liest....„Die arme Frau ist

vor Schreck gestorben" flüsterte sie....„ihre Mutter hat sich das Leben genommen .... hier in dem Briefe steht's...."

Der Knieende erhebt sich. Die Anwesenden weichen entsetzt zurück, denn sie starren in das grauenhaft verzerrte Gesicht eines Wahnsinnigen! — Er schreitet auf den Tisch zu und löscht, laut bis Vierundzwanzig zählend, die Kerzen aus. — Dann nimmt er die Fahrkarte in die Hand. — Die Mutter ist nicht gekommen, murmelt er, „sie ist zur Mutter gereist."....dann schlägt er eine fürchterliche Lache auf, die den Nachbarn durch Mark und Bein geht; „Ha! ha! ha! jetzt habe ich doch mit meinem Traume recht gehabt....als sie abreiste, war sie nicht schön....schön wie ein Engel? so schön!"....

Die Glocken läuteten den Feiertag ein: Morgen ist Ostern....Morgen ist Ostern....Morgen ist Ostern.... Dann verstummen sie.

Das Weiberherz.

Immer und immer wieder fühle ich den Drang in mir, die Kolonien der fremdländisch-geborenen Bevölkerung in unserer Stadt zu durchstreifen, und je häufiger ich mich in diesen Quartieren bewege, je mehr ich von den Sitten, von den Eigenarten der einzelnen Völker kennen lerne, um so mehr wird mir klar, wie unendlich viel für den Schüler der Völkerkunde aus diesem lebendigen Konservationslexikon der Menschheit zu lernen ist. Ich erkenne aber auch dabei, wie wenig im Allgemeinen dieses Lexikon aufgeschlagen wird. Die alten Bände stehen in der Bücherei und verstauben — wie viel Wissenswerthes könnte daraus geschöpft werden — aber das sind ja alte Schmöker. Neue, goldschnittgebundene, nach dem Parfüm des Pariser Boudoirs duftende Romane, daraus will man die Welt, oder auch die noch interessantere halbe Welt kennen lernen. Wer wird sich denn nach der Westseite begeben? Und was gibt es denn da eigentlich zu sehen? In dem Ghetto alte, antediluvianische Juden mit krummen Nasen und schmutzigen langen Röcken; erzhäßliche Weiber mit falschen Haaren; halbnackte, sich balgende, einen entsetzlichen Lärm verursachende Bengel — fi donc! Ja, sieht man alle diese Personen im Salon, als preisgekrönte Werke des berühmten Malers, da sind sie pikant, charmant — die reine Natur stößt ab — die Kunst muß sie erst veredeln, muß die Würze zu dem Gerichte geben — wir können den Trakehner bewundern, ohne den Stallgeruch in den Kauf nehmen zu müssen. — Dann kommen die Italiener und Sizilianer. Nun ja, es ist dasselbe lebendige Straßenbild, wie in einer süditalienischen, kleineren Stadt, die ganze Bevölkerung wohnt, kocht, ißt auf der Straße. Alles schreit,

spricht, gestikulirt aufgeregt durcheinander — ein Pandämonium von Tönen und Farben, — aber den Italiener muß man in Italien sehen! Es gehört eben der gluthvolle, italienische Himmel dazu, um die richtige Beleuchtung diesem Bilde zu geben. Der alte Pietro an jener Straßenecke, der seit einem Menschenalter um den einen Centesimo bettelt, — er ist ein „interessantes Süjet" — unzweifelhaft — aber er ist ein Bettler — er ist kein Lazzeroni — (Sie kennen doch das bekannte Bild „Il lazzeroni im Louvre") — diese klassische Faulheit ist autochton — sie kann nur auf Italiens Boden — gähnen. — Und sehen Sie jene Handelsfrau, die ihre Kunden dort in und vor ihrem Laden bedient? Da ist Nichts von der überstürzten Hast der Italienerin, Nichts von dem schreienden Lachen, von der geradezu vernichtenden Zungenfertigkeit im Anpreisen ihrer Waaren. Mit freundlicher Ruhe, ja mit einer gewissen Eleganz ihrer Bewegungen bedient sie ihre Kunden. — Weggedacht aus dieser Umgegend, könnte man sie, allerdings nicht ihrem Aussehen, wohl aber ihrem ganzen Benehmen nach, für eine Schwedin oder Deutsche halten. — Und das beweist wieder, daß man ethnologische Kenntnisse nur durch Reisen in die Länder der zu studirenden Völkerschaften erwerben kann. Der echte Türke wird, sozusagen, nur in der Türkei verzapft und der alte Horaz mit seinem "**non animum mutant, qui mare transeunt**", ist stark auf dem Holzwege.—So urtheilt der reiche Kunstmäzen, dessen Mittel es ihm erlauben, das in der Ferne mühsam zu suchen, was ihm kosten- und mühelos in der Nähe in den Schooß fällt. Seine Bemerkungen über die Krämersfrau zeugen aber doch von scharfer Beobachtungsgabe, fürwahr, wir sind neugierig geworden und treten vor den Laden, um unter dem Vorwande eines kleinen Einkaufs die nähere Bekanntschaft dieser verwunschenen Prinzessin zu machen. — Natürlich geschieht dies in Ehren, ohne Nebenabsicht. — Junge Dudes, die sich Mangels anderweitiger Beschäftigung in den Departements-Stores umhertreiben, sollen sich

Schnurrbartbinden kaufen, um dadurch die Aufmerksamkeit der „Salesladies“ auf ihr männlich schönes Antlitz zu lenken. — Zu der Klasse gehören wir nicht. Gott bewahre! — Wir kaufen uns etwas ganz Unverdächtiges! Aber was? Da liegt ja die Näscherei unserer Jugend! — Johannisbrot. Johannisbrot? wie mag das auf englisch heißen! Ach was! Wie Blücher mit dem Finger auf der Karte auf Paris weisend, machen wir's auch: Das wollen wir! „Wünschen der Herr Johannisbrot?“ fragte sie mich im reinsten, dialektlosen Deutsch, dabei wendet sie mir ihr Gesicht voll zu! — Ich muß in den ersten Augenblicken den lächerlichsten Anblick von der Welt geboten haben! Du wirst es mir nicht glauben, verehrter Leser, aber ich stand da, thatsächlich mit offenem Munde! — Beim Zeus! Das Weib war schön! Soll ich sie Dir beschreiben? Kann ich sie Dir beschreiben? Sind überhaupt Worte auch nur annähernd im Stande, das Meisterstück der Schöpfung, ein vollkommen schönes Weib zu beschreiben? Nimmer! Weg, Feder, weg, wo der Pinsel eines Titian in der Hand des Meisters zitterte! — Und hatte sie nicht deutsch zu mir gesprochen? — Das war doch unmöglich! — Dieses herrliche Junohaupt zeigte in jeder Linie die Südländerin. — Ich muß einen unsäglich lächerlichen Eindruck gemacht haben....mit feinem Takt kam sie mir zu Hilfe....„Sie staunen über die deutschen Worte in meinem Munde? Nun, mein Herr, das ist sehr leicht erklärt. Ich bin zwar Italienerin, aber im Hause des Doktor Schwarzmann in Joliet erzogen und habe die deutsche Schule besucht .... Die Frau Doktor X. an Wells Straße ist die Tochter meiner Pflegeeltern....“ Plötzlich sah sie sich um; meine Blicke folgten den ihrigen — Hinter dem Ladentische erhob sich aus einer halb liegenden, halb sitzenden Lage ein wüst aussehender Mensch, dem das Laster der Trunksucht seinen unverwüstlichen Stempel aufgedrückt hatte, und dessen gedunsene Physiognomie einen unsäglich widerwärtigen Eindruck auf mich machte. “Entra infame bagaggio, é damni da

mangiare" rief er mit seiner groben, schnapsfeuchten wiederholte er, und dröhnend fuhr seine Faust auf den und gib mir mein Essen." — "Infame bagaggio", wiederholte er, und dröhnend fuhr seine Faust auf den „Counter" nieder. — Sie rief ihm ein beruhigendes Scherzwort zu und sprang eilfertig in den Laden. Ich konnte mir nicht versagen, auch einen Blick dahinein zu thun. Sie versuchte ihn liebkosend zu umschlingen...., er stieß sie roh zurück. — Welch ein Anblick, dieses Paar! Der zu Fleisch und Blut verdichtete Himmelshauch der Anmuth, dieses Weib, liebt jenen rohen Wüstling, dessen Athem die Luft verpestet! Weiberherzen! Jedes ein Räthsel, das eine andere Auflösung erheischt! — — — Aber wie lautet in diesem Falle die Auflösung? — Die Vernunft verlangt, daß sich das Weib mit Abscheu von dem wüsten Trunkenbolde wendet; der Augenschein aber lehrt uns, daß sie ihn liebt, liebt trotz seiner Laster, trotz unwürdiger Behandlung, ja, vielleicht schwerer Mißhandlung. — —

Lange ging mir das Räthsel im Kopfe herum; endlich beschloß ich, die von jener Krämerfrau erwähnte Frau Doktor X. an der Wellsstraße aufzusuchen. Die Bekanntschaft dieser Dame hatte ich bei einer mir befreundeten Familie schon vorher gemacht — ich hoffte also auf freundliche Aufnahme und hatte mich nicht getäuscht, aber als ich ihr den Zweck meines Besuches erklärte, als ich ihr berichtete, was ich im italienischen Viertel in jenem Laden gesehen und sie bat, mir die Geschichte jener Frau zu erzählen, damit ich das Räthsel mir erklären könne, sann sie eine Weile nach, dann sagte sie — und es klang wie feiner Spott aus ihren Worten: „Nun wohl, die Geschichte Annies will ich Ihnen kurz erzählen, aber ob Sie das Preisräthsel: „Weiberherz" dann auflösen werden, das ist eine andere Frage. —

Ueber Annies — oder mit ihrem italienischen Namen Anitas — Herkunft wissen meine Eltern nur wenig. Von herumziehendem Seiltänzervolk soll sie in einem kleinen Dorfe Siziliens eines Tages ausgesetzt sein! Mit

fünf oder sechs Jahren wurde die Gemeinde sie an eine, nach Amerika auswandernde Familie los; der edle „pater familias" sackte die Franken, die er für den unfreiwilligen Zuwachs seiner Familie erhielt, ein. In Chicago gab er sie in Pension auf unbestimmte Zeit bei einem Padrone, der ihm für diese Ehre wiederum mehrere Franken zukommen ließ. — (Das saubere Padrone-Handwerk ist ja Gott sei Dank jetzt so ziemlich ausgerottet!) — Dreierlei lernte sie hier: Betteln, Zigarrenstummelsuchen und — Hungern. Die letztere Kunst kann aber dem ausübenden Künstler gefährlich werden: An der Waterstraße brach sie eines Tages ohnmächtig zusammen. Ein Agent der Kinderschutz-Gesellschaft nahm sich ihrer an, der saubere Padrone wurde gefänglich eingezogen und kam später nach dem Zuchthaus. — In dieser Zeit verheirathete ich mich und verließ meine Eltern, um meinem lieben Alfred nach Chicago zu folgen. Meine Mutter war untröstlich — ich war ihr einziges Kind. — Die Bücher der heiligen Schrift verlangen von uns unbedingten Gehorsam gegen unsere Eltern. Nur in diesem Einem gestatten sie eine Ausnahme: das Verlassen des Elternhauses, auch gegen den Willen der Eltern, um der Wahl unseres Herzens zu folgen. —

Ich las in der Zeitung die Geschichte der kleinen Anita. Da kam mir der Gedanke: Sieh' Dir einmal das Kind an. Es war vorläufig bei einer anständigen Arbeiterfamilie gegen Bezahlung untergebracht. Sie haben die Blume gesehen, mein Herr, Annie ist ein herrliches Weib; aber die kleine, elfjährige Anita, die Knospe — nein, ich kann Ihnen den Liebreiz dieses Engelsgesichtchen nicht schildern! Sie werden, ja Sie müssen denken, ich übertreibe. Das Straßenmädchen, das vor Hunger zusammenbricht, das Jahre lang in Schmutz sich gewälzt, das vom Bettel, ja wohl auch bisweilen vom Diebstahl gelebt, kann keine solche Züge tragen, nicht blos muß die Wurzel der Pflanze in diesem Sumpfe des physischen und moralischen Elends vergiftet, nein, auch die Blätter müssen von dem Kothe bespritzt sein! — Ja,

beschmutzt war dieses Kind auch wohl; aber der Schmutz war abzuwaschen, das ätzende Gift der Sünde hatte die Seele noch nicht angefressen, und wie sie jetzt bei den Arbeitsleuten reingewaschen vor mir stand, und ich keine Schmutzflecken an ihrem Körper sehen konnte, so konnte Niemand einige Jahre später in meinem elterlichen Hause, dessen Obhut Anita auf meine Bitte von der Kinderschutz-Gesellschaft anvertraut wurde, etwas von den Unarten anmerken, die sie sich nothwendiger Weise angeeignet hatte. Sie war ein gutes Kind. Sie that, was sie meiner Mutter an den Augen absehen konnte. Sie war eine der besten Schülerinnen. — Aber sie war nicht zutraulich, niemals fiel sie meiner Mutter liebkosend um den Hals, sie hatte Gefährtinnen, aber keine Freundinnen. Die Jahre vergingen.

Annie war die anerkannte Belle Joliets. Alle jungen Leute lagen ihr bewundernd zu Füßen. Zu Jedem war sie freundlich, Keinen zeichnete sie aus. — Da eines Tages erhielt ich eine Depesche, ob Annie bei mir sei; sie sei spurlos verschwunden! — Sie war nicht bei mir, sie war nirgends, wie es schien, die Stadt Joliet, Detektiv-Bureaus, die ganze Welt suchte nach ihr — Niemand konnte sie finden. Belohnungen für das Auffinden der lebenden oder todten Annie Schwarzmann führten zu keinem Resultat — Annie blieb verschwunden.

Vor ungefähr 6 Monaten spät Nachts wird ungestüm an unserer Klingel gerissen. An der F-Straße, Nr. soundso sei eine Frau schwer krank, verwundet, am Verbluten. Von meinem Vater in der Wundheilkunde ausgebildet, begleite ich in solchen Fällen stets meinen Mann zur Assistenz bei Frauen-Patienten. Hinter einem kleinen Laden liegt auf einem dürftigen Lager ein üppig schönes Weib. Aus einer von ungeschickter Hand verbundenen Wunde sickert Blut, langsam....tropfenweise ....Während der Doktor seine Vorbereitungen trifft, sehe ich mir die Verwundete näher an....Herr Gott! Annie!....

Sie ist genesen! Durch die Kunst meines Mannes

gerettet! Als es zum Sterben zu gehen schien, hat sie dem guten Pater Dominiko gebeichtet; als sie gesund war — mir. Dem Pater wird die gute Seele wohl nicht viel zu beichten gehabt haben — aber mir desto mehr. — Sie ist nicht in ein offenes Messer gefallen, wie sie dem Doktor und der Polizei erzählt hat, wahnsinnig vom elenden Fusel und aus grundloser Eifersucht, hat ihr Mann das Messer in ihre Brust gestoßen—er, der Mörder, um dessen willen sie die reine Atmosphäre unseres traulichen Heims mit der qualmigen Shanty dieses verfluchten Dago vertauscht hat. Sie hat ihn schon als Knaben gekannt, als sie noch für den Padrone bettelte—und stahl. Er war der wüsteste Bub' im ganzen italienischen Viertel — aber sie hatte ihn, sie wußte selbst nicht warum, gern gehabt. Alljährlich war er dann mit einem alten Krüppel auf seinen Bettelfahrten nach Joliet gekommen, heimlich hatte sie ihm ihr erspartes Taschengeld zugesteckt — schließlich hatte er ihr von seiner Liebe gesprochen — da wußte sie, was sie so mächtig zu diesem verlumpten Bettelknaben gezogen, die Allgewalt einer mit elementarer Gewalt über sie kommenden Liebe ließ sie alle Schranken überschreiten — und als Knabe verkleidet, wußte sie allen Nachforschungen zu entgehen, bis sie als Hausmädchen eine Stellung in Chicago gefunden. — Obwohl sie etwas zu seinem Unterhalt beigetragen, hatte sie sich doch in einem Jahre 80 Dollars erspart, womit sie den kleinen Fruchtstand und Laden eröffnet hatte. — Seitdem hatte er Nichts mehr gethan, als sich in schlechter Gesellschaft umhergetrieben. Er habe sie in seinem trunkenen Sinne oft braun und blau geschlagen, aber sie habe Alles ertragen. Doch jetzt sei es aus. — In's Zuchthaus wolle sie ihn um ihrer alten Liebe willen nicht bringen, darum habe sie bezüglich ihrer Verwundung gelogen — aber sie wolle ihren Laden verkaufen und zu meinen Eltern zurückkehren — aber nie, nie wolle sie ihn ansehen — im Falle er sich wieder ihr nähern sollte, der Dolchstoß habe alle Liebe in ihrem Herzen für immer und ewig getödtet.

Von Annie sah und hörte ich in den nächsten Tagen Nichts; ich ging daher nach ihrem Laden, und, denken Sie, was ich dort sah! Eben genau dieselbe Szene, die Sie mir vorher geschildert. Sie hatte ihm wieder vergeben.....ich wußte, ich war überflüssig.... ich ging ....Dies Weib wird erst aufgehört haben zu lieben, wenn das Herz nicht mehr schlägt...."

Vom Hofe herauf klingt's auf der alten Straßenorgel „La Donna è mobile".... „Hören Sie's, mein Herr! Ach wie so trügerisch sind Weiberherzen.... Schriftsteller wollt Ihr sein, beschreiben wollt Ihr das Herz des Weibes? — Unmögliches Beginnen! — Das Weiberherz bleibt für Euch ein Buch mit sieben Siegeln! — Wir Frauen sind organisch anders beschaffen, wie Ihr Männer! Der Sitz des Denkvermögens ist bei uns das Herz, bei Euch der Kopf. Der Kopf des Mannes denkt logisch richtiger; aber des Weibes Gefühl ist dem abwägenden Verstande des Mannes überlegen! —

Wie von unsichtbarer Macht getrieben, eilt der Wagen der elektrischen Bahn dahin, nur die Bremse kann seine Geschwindigkeit mäßigen. Versagt sie — welch ein Graus — ein Zusammenstoß — in Atome wird der Wagen zersplittert.

So das Weib: das Gefühl reißt sie mit sich fort zum Guten — oder Bösen. Wehe, wenn dann die Bremse „Verstand" versagt oder nicht stark genug ist, das zur Leidenschaft angeschwollene Gefühl zu mäßigen. — Mit Sturmeseile geht's die abschüssige Bahn hinab — das gefallene Weib ist verloren....für immer....

Ihr Männer treibt mit Eurem schwerfälligen Verstande den schweren Lastwagen — man immer langsam voran — und wenn da 'mal bei unserem schönen Chicagoer Pflaster eine Achse bricht....der Schaden ist zu repariren.

Die lange Liebschaft.

Vor Jahren las ich einen Feuilleton-Artikel, in dem sich der Verfasser der Mühe unterzogen hatte, die Heirathskandidatinnen nach Jahrgängen zu klassifiziren, für die einzelnen Gruppen Namen zu erfinden und die Merkmale festzustellen, an denen man die Zugehörigkeit der Heirathskandidatinnen in die eine oder andere Klasse sofort erkennen könnte. Ich war schon damals kein Jüngling mit lockigem Haar mehr; auch müssen mich wohl schon zu der Zeit nur noch Damen älteren Datums interessirt haben, denn nur die letzten drei Gruppen sind mir im Gedächtniß geblieben, die ganze andere kunst- und geschmackvolle Klassifizirung habe ich total vergessen! —

Der höfliche Verfasser bezeichnet die drei letzten Gruppen folgendermaßen:

Drittletzte Gruppe (35—40 Jahre), Sturm- und Drangperiode.

Vorletzte Gruppe (40—45 Jahre), „Hol's der Teufel Jahre.

Letzte Gruppe (45—50 Jahre), „Die Hyänen des Schlachtfeldes"-Zeit.

Damit schließt er seine Tabellen.— Der gute Mann hat sich offenbar viele Mühe gegeben — aber seine Arbeit ist nicht weit genug ausgedehnt — sie ist nur ein Bruchstück geblieben, denn das weibliche Herz ist nach fünfzig Jahren kein Krater, dessen Feuer total ausgebrannt und von Schlacken verschüttet ist. So lange der Mensch athmet, lebt er, und so lange das weibliche Herz schlägt, liebt es oder wirbt es um Liebe. Alter schützt vor Liebe nicht: wie in den wallenden Locken der Jugend, so auch in dem spärlichen Haare des Alters weiß Kupido einen

Unterschlupf zu finden, von dem aus er seine Pfeile sendet. — Warum soll denn das liebebedürftige Mädchen mit 50 Jahren den letzten Schuß abfeuern und die Flinte in's Korn werfen? Etwa, um den naseweisen Backfischen, die das Leben und die Liebe bloß aus den Romanen kennen, das Revier zu überlassen? O nein, die alte Garde stirbt, — aber sie ergibt sich nicht! — Für Euch, Ihr jungen Dinger, die Ihr an jedem Finger einen Verehrer baumeln habt und die Ihr Eure Beaux wie die Handschuhe wechselt, ist die Liebe ein Spiel, ein Sport: Ihr freut Euch an den Qualen der armen Fischlein, die auf Euren Köder gebissen. Ihr löst sie vom Haken und werft sie wieder in's Meer der Verschmähten zurück, unbekümmert, ob sie an der Wunde zu Grunde gehen. Eure ältere Schwester, die in ihrer Jugend auch mit dem Angelhaken des Augenwerfens und Flirtens auf den Fischfang gezogen, aber nichts gefangen hat, legt jetzt in geschäftsmäßiger Weise die Leimruthen ihrer zur Schau getragenen Häuslichkeit und die Schlingen ihrer liebenswürdigen Gesellschaft für den vorsichtigen Vogel „alter Junggesell". Hat sie ihn glücklich gefangen, so rupft sie ihm nicht etwa einige Federn aus seinem Geldbeutel und läßt ihn fliegen, sondern sie setzt ihn in den Bauer ihres Herzens, füttert ihn mit Süßigkeiten der Liebe, und verschließt vor dem schleichenden Raubthiere, Eifersucht, die Thüre mit dem goldenen Schlüssel der Treue. — Laßt Euch einmal die Geschichte von der Liebschaft Tante Minchens erzählen, dann werdet Ihr erfahren, wie wahre Liebe aussieht und wie die Treue der Liebe erst die echte Weihe gibt. —

Es werden im nächsten Juli 6 Jahre, daß ich die Bekanntschaft Tante Minchens machte. Wie schon so oft vorher, befand ich mich wieder einmal auf der leidigen Wohnungssuche. — In einer der vielen, kleinen Gassen, die in die Milwaukee Ave. auslaufen, in der Nähe einer polnischen Gemeindeschule, sah ich die bekannte Visitenkarte des Herrn Forrent im oberen Stockwerk eines Framehäuschen. In der unteren Etage befand sich ein

kleiner Laden, ein sogenannter „Schoolstore", in dem die Schulkinder ihren Bedarf an Schreibutensilien, Heften, Büchern u. s. w. einkaufen. Zwecks näherer Auskunft über die zu vermiethende Wohngelegenheit trat ich in den Laden. — Ein kleines, bewegliches Frauchen kam aus der hinter dem Store gelegenen Stube hervor getrippelt und fragte mich freundlich nach meinem Begehr.

Ich war erstaunt, als ich sie näher betrachtete. Ihr fast noch jugendliches Gesicht, in dem keine Falte oder Runzel zu sehen war, aber mehr noch die Lebhaftigkeit ihrer Bewegung, die Elastizität ihres Ganges, die Munterkeit ihrer Unterhaltung, bildeten einen merkwürdigen Kontrast zu den schneeweißen Haaren, die in großer Fülle, wohlgelagert, das kleine Gesichtchen umgaben. Sie war offenbar eine von den glücklichen Personen, die noch im vorgerückten Alter ihre Jugendfrische bewahrt haben, und deren Erscheinung so sympathisch wirkt. Wenigstens auf mich. Wenn ich so einen jugendlichen Greis oder eine jugendliche Greisin sehe, freue ich mich, daß diese Person es fertig bekommen hat, der Zeit ein Schnippchen zu schlagen und ihren Wechsel auf Jugendglück und Jugendkraft prolongirt zu erhalten; während die meisten Anderen von uns vor der Zeit an Körper und Geist alt geworden sind und unsere Schuld an das Schicksal lange vor dem Zahlungstermine abtragen müssen.

Nachdem ich ihr meine Mission bekannt gegeben, zeigte sie mir die Zimmer; dieselben gefielen mir, und da sie vom Landlord mit dem Vermiethen beauftragt war, miethete ich von ihr die Wohnung. Sonst ist das Zimmermiethen für mich immer ein sehr unangenehmes Geschäft. Die Leute des Hauses, denen der Landlord die Schlüssel zu den leeren Zimmern übergeben, der vielen Störungen müde, zeigen uns mürrische Gesichter; die anderen Hausbewohner machen halblaut mehr oder weniger niederträchtige Glossen über uns, ihre zukünftigen Hausgenossen; in den zu vermiethenden Zimmern herrscht eine erstickende Atmosphäre, da sie lange nicht gelüftet sind, denn beim Ausziehen haben die letzten

Bewohner allen Schmutz und allerlei Gerümpel zur freundlichen Erinnerung hinterlassen— kurz und gut, das Zimmermiethen ist fast so schlimm, wie das später erfolgende Einziehen. Hier aber bei diesem freundlichen Frauchen in dem stillen und sauberen Hause war das Geschäft ohne alles seelische oder körperliche Unbehagen abgewickelt. Auf meine Bitte versprach sie, mir auch eine tüchtige Aufwartefrau zu besorgen, und schon wollte ich mich empfehlen, als mir noch zur rechten Zeit einfiel, daß es doch wohl nicht mehr als recht sei, wenn ich mich meiner neuen Hausgenossin vorstellte. Ich nannte ihr daher meinen Namen. Sie knixte wie ein junges Mädchen, das sich für eine Ehre bedanken will. „Ja", lachte sie dann, „dann müßte ich auch Ihnen wohl meinen Namen nennen! Aber alle Welt nennt mich hier Tante Minchen, sodaß ich beinahe meinen eigentlichen Namen vergessen habe....Sagen Sie getrost nur Tante Minchen zu mir...." „Aber", fiel ich verlegen ein, „ich kann doch nicht...." „Na", sagte sie halb ärgerlich, halb belustigt, „wenn Sie mich nicht kennen, meine Name ist Minna Eigelberger." „Also Frau Eigelberger", fing ich wieder an. „Was? Was ist das?" rief sie jubelnd und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Frau! Frau! „He! he! he! ich bin ja noch Fräulein!" „Also besten Dank, mein liebes Fräulein, für Ihre Gefälligkeit." Damit empfahl ich mich. Am nächsten Tage „mubte" ich ein. Dank der thatkräftigen Unterstützung von Seiten meiner starkknochigen, neuen Aufwartefrau, ging der Einzug glücklich von statten Bloß die große Glocke von meiner Studirlampe erhielt einen zu freundlichen Rippenstoß der Marianna, und ein Stück sprang ab. Statt zu fluchen, wie es minder gefühlvolle Menschen in meiner Lage gethan hätten, tröstete ich meine Marianna mit dem Hinweis, daß solch ein Ding für fünfzig Cents zu kaufen sei. „Sie brauchen keine fünfzig Cents für eine neue Glocke auszugeben", sagte sie, „wenn der Tante Minchen ihr Karl nach Hause kommt, flickt er das Stück wieder für 5 oder 10 Cents mit seinem

Patent-Zement hinein, und das hält dann besser als neu!" — „Der Tante Minchen ihr Karl? Wer konnte das nur sein? Am Ende ihr Sohn? Doch Tante Minchen war ja unverheirathet! Vielleicht — man kann ja nicht wissen — aber nein, ich schämte mich sofort, daß ich etwas Schlimmes von dem guten Frauchen denken konnte. — Neugierig war ich aber doch, wer denn eigentlich der „Tante Minchen ihr Karl" sein könnte!

Neugierde, so behaupten die Männer, ist ein ausschließlicher Fehler des weiblichen Geschlechts. Aber die Männer haben doch wohl nicht so ganz recht, daß sie sich gegen die Neugierde für gefeit halten, denn, wenn ein pikantes Geschichtchen aus ihrer Bekanntschaft die Runde macht, spitzen sie aufmerksam die Ohren und zeigen mit einem Male ein ganz merkwürdiges Interesse an ihrem Nächsten, oder dessen Frau und Tochter! Natürlich wollen sie das nicht aus Neugierde thun, i bewahre, es geschieht nur, um beurtheilen zu können, ob man noch ferner mit der kompromittirten Familie verkehren kann! — Was mich anbetrifft, so gestehe ich offen, daß ich sehr neugierig bin; aber ich bin zu entschuldigen, denn wo sollte ich alle die wahren Geschichten herbekommen, die ich den verehrten Lesern auftische, wenn ich nicht hier herumhorchte und dort mittheilsame Leute ausfragte? — Bei meinen Aufwartefrauen ziehe ich aber die Grenze; denn, wenn die es herausbekommen, daß ich neugierig bin, so sinke ich in ihren Augen sofort auf das Niveau der Klatschweiber herab und ich muß täglich die ganze „Chronique scandaleuse" der Nachbarschaft anhören, die ich leider nicht zu meinen Geschichten verwerthen kann, denn das wäre ein gefährliches Unterfangen für mich. Wo der Fuchs wohnt, stiehlt er kein Huhn. — Ich ging also recht diplomatisch bei der Marianne vor, um Näheres über „Tante Minchen ihren Karl" zu erfahren, und ich setzte die Klatschmaschine in Bewegung, ohne anscheinend die Räder auch nur mit einem Tropfen meiner Neugierde geölt zu haben. — „Der Tante Minchen ihr Karl ist doch der Tante Minchen ihr Bräutigam", sagte sie in einem

Tone, als wäre sie über meine Unwissenheit erstaunt; „das weiß doch jedes Kind hier sechs Block im Umkreise", setzte sie hinzu, „denn die Tante Minchen wohnt in dieser Nachbarschaft bereits 10 Jahre und ist mit ihrem Karl wohl an die vierzig Jahre verlobt!" — Vierzig Jahre verlobt! Ich mußte an mich halten, um nicht vor Freude aufzuschreien. War dies doch wieder ein Fall, der meine so oft in Frage gestellte Behauptung, die Wirklichkeit übertreffe die Phantasie des kühnsten Romanschreibers, eklatant bewies. „Ja, vierzig Jahre sind sie verlobt", fuhr Marianne fort, „er war damals Unteroffizier in Graudenz — ich stamme auch aus der Gegend — und sie war Dienstmädchen bei einer Offiziersfamilie. Vielleicht haben Sie davon gehört, daß in den 60'er Jahren eine vom Hauptmann Bessel, der ein großer Menschenschinder war, befehligte Kompagnie des 44. Regiments demselben vor der Front wie ein Mann den Gehorsam verweigerte. Obwohl der Hauptmann für verrückt erklärt wurde und bald darauf im Irrenhause zu Schwetz starb, wurden die Meuterer sehr hart bestraft. Karl bekam 20 Jahre Festung und hat jede Stunde davon abgesessen. Tante Minchen kam mit ihren Eltern nach Amerika, aber sie bewahrte dem armen Gefangenen an der Weichsel ein treues Andenken und schrieb ihm jedes Jahr einen Brief, der ihn trösten und zum Ausharren ermuntern sollte. Als er endlich entlassen wurde, händigte ihm der Festungskommandant eine stattliche Summe ein — Minchens ganzes erspartes Vermögen, das sie dem Liebsten geschickt hatte, damit er zu ihr über's Wasser eile und sie ihn endlich in ihre Arme schließen konnte. Karl fuhr sofort nach Hamburg und nahm Passage für den nächsten Schnelldampfer. Am zweiten Tage nach der Abreise machte er die Entdeckung, daß seine Brieftasche abhanden gekommen und muthmaßlich von einem Mitpassagier gestohlen worden war.

Mehr noch als der Verlust des Geldes schmerzte ihn das Abhandenkommen von Minchen's Adresse, die sich unter seinen Briefschaften befunden. Er konnte sich nicht

einmal auf den Namen der Stadt besinnen, Alles, was er wußte, war, daß diese Stadt in Pennsylvania lag. — Rathlos stand er in Castle Garden da. Der Trieb der Selbsterhaltung zwang ihn, Arbeit zu suchen. Er arbeitete nur kurze Zeit stetig, denn die lange Kerkerhaft hatte seine Kräfte gebrochen, der Verlust von Minchen's Habe seine Willensstärke gelähmt. — Er lebte, wie so viele Tausende anderer Einwanderer in New York, durch Verrichtung kleiner Arbeiten von der Hand in den Mund. — Als der Sommer kam, beschaffte er sich das nöthige Handwerkszeug und zog als Regenschirmflicker und Zinnausbesserer durch's Land. Er durchstrich die östlichen Staaten, ganz Pennsylvania, Jowa und landete schließlich in Chicago. Wenn ihn die Hoffnung getrieben, sein Minchen zufällig anzutreffen, auch diese Hoffnung hatte ihn getäuscht. —

Vor etwa zehn Jahren kam Minchen, die sich wieder ein Paar Dollars erspart hatte, nach Chicago. Sie war schon zu alt, um in einen Dienst zu gehen und eröffnete hier unten den kleinen Store für die Bedürfnisse der Schulkinder. — In kurzer Zeit war sie der Abgott der Kleinen und durch diese wurde sie auch bald bei den Müttern bekannt und beliebt. Da sie niemals über ihre Vergangenheit sprach, so besaß Jedermann das Schicklichkeitsgefühl, sie nicht darnach zu fragen, aber wir fühlten Alle, daß sie mehr, als das gewöhnliche Maß des Leidens durchgemacht haben müsse. — So mochten etwa zwei Jahre in's Land gegangen sein, als die Kinder eines Nachmittags mit einer großen Neuigkeit nach Haus gelaufen kamen:—die Tante Minchen sei aus ihrem Laden gesprungen und habe einen Regenschirmflicker umarmt und geküßt, habe fortwährend gerufen: „O, mein Karl, mein Karl!" Der sei ihr ins Haus gefolgt, und als sie neugierig in den Store nachgestürzt seien, da habe ihnen die Tante Minchen die Hände mit Candy gefüllt und gesagt, sie sollten nur nach Hause gehen, sie werde den Store heute zuschließen. — In den nächsten Tagen erzählte sie in ihrer Herzensfreude uns Frauen ihre ganze

Liebes- und Leidensgeschichte und wie sie durch Gottes wunderbare Fügung ihren Jugendgeliebten wieder gefunden. — Aber doch war wiederum ein kleiner Wermuthstropfen in den Becher ihrer Freude geträufelt; ein Hinderniß hatte sich ihr in den Weg gestellt, daß sie ihren lieben Karl nicht heirathen konnte. Dies Hinderniß war der gute, liebe Karl selbst. Er hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, daß die Ehre ihm verbiete, sie zu heirathen, so lange er in ihrer Schuld stehe. Sie bat, sie flehte, sie beschwor ihn; er behauptete sein Stück. — „Wer Schulden hat", sagte er, „ist abhängig, und das ist kein Mann, der von seiner Frau abhängig ist." — Was konnte sie thun? — Seit Jahren geht er jetzt unermüdlich vom frühen Morgen bis späten Abend seinem Geschäft nach; er spart jeden Cent, den er bei seinem armseligen Geschäft verdient, und bringt ihn ihr. Neulich hat sie einer Nachbarin erzählt, daß nur noch wenige Dollars an der Summe fehlen, die sie ihm einst nach Graudenz geschickt hat. — Wenn die ihr lieber Karl aufgebracht haben wird, dann endlich würden sie sich heirathen und so recht, recht glücklich sein!

Diese Erzählung der Marianne hatte mich erst recht neugierig gemacht und ich brannte darauf, den Hauptheldeu Karl kennen zu lernen.

Ich hieß sie daher Tante Minchen bitten, ihren Karl, wenn er Abends zu ihr käme, zu mir hinaufzusenden. — Marianne ging, um meinen Auftrag auszuführen, kehrte aber sogleich wieder zurück. Tante Minchen ließe bitten, die beschädigte Glocke herunterzuschicken; ihr Karl wäre Abends sehr müde, und es fiele ihm schwer, die Treppe hinaufzusteigen. Er würde die Arbeit in ihrem Store verrichten und würde sie morgen die reparirte Glocke heraufbringen. — Unter dem Vorwande, Stahlfedern kaufen zu wollen, stieg ich Abends die Treppe hinab, um in den Store zu gehen und meine Neugierde zu befriedigen. Ich konnte beim Herabsteigen von der Treppe aus durch das Glasfenster den Laden überschauen. — Soeben war ein alter Mann einge-

treten. Er trug einen ledernen Ranzen, offenbar Handwerkszeug enthaltend, und ein Bündel Regenschirmstöcke — das typische Bild des „Muchfakirs", wie wir ihn täglich auf der Straße sehen, wenn er seinen monotonen Lockruf: „Brellas to fix, tin to mend!" erschallen läßt. — Tante Minchen war ihm entgegen gesprungen, hatte ihm den Ranzen abgenommen, das Bündel Stöcke in die Ecke gestellt. Dann streichelte sie ihm die Wangen und gab ihm einen herzlichen Willkommenkuß. — Der alte Mann lächelte glücklich, dann nahm er aus seinem Ranzen einen großen Pineappel. „Den hat mir eine Lady geschenkt", sagte er, und ließ sich müde in einen Stuhl fallen. „O, Du guter, süßer Karl", lachte Tante Minchen, „Du denkst doch immer zuerst an mich!" Sie schlang ihren Arm zärtlich um seinen Nacken: „Wie müde Du aussiehst! Aber warte nur, bald brauchst Du nicht mehr herumzulaufen. Es fehlen blos noch fünfundzwanzig Dollars." wiederholte er mechanisch — dann sank ihm der müde Kopf auf die Brust.

Es war ein merkwürdiges, eigenthümlich anheimelndes Bild, dieses alte Liebespaar. — Lange schaute ich darauf. — Dann schlich ich mich leise nach meinem Zimmer zurück: es kam mir wie Entweihung vor, jetzt störend einzutreten. — —

Wunderbare Träume umgaukelten mich in der folgenden Nacht. Ich saß vor einer Villa in einem herrlichen Garten, ein reizendes Weib lehnte ihren Kopf an meine Brust, während zwei kleine Mädchen auf dem Kieswege spielten — da weckte mich ein entsetzlicher, markerschütternder Schrei! Ich springe auf. Das war kein Traum! Ich höre laute Worte im Laden. Halbangekleidet stürze ich die Treppe hinunter. Zwei Frauen bemühen sich, eine Ohnmächtige in's Hinterzimmer zu tragen. Noch mehrere Frauen sind anwesend. Auf allen Gesichtern liegt starres Entsetzen. „Was ist geschehen?" frage ich Marianne, die sich ebenfalls im Laden befindet. — „Tante Minchen ihr Karl ist todt!"

wispert sie zurück, „auf dem Heimweg nach seinem Quartier hat ihn der Schlag gerührt.“ —

Am dritten Tage darauf ist er unter großer Betheiligung der Nachbarschaft beerdigt worden. — Die Betheiligung war wohl eine so außerordentlich große mehr um Tante Minchen, als „ihren Karl“ zu ehren. Sie hat aber Nichts davon erfahren, sie glaubt überhaupt nicht, daß ihr Karl todt ist; in dem Asyl für harmlose Irre schaut sie von früh bis spät durch's Fenster und freut sich, daß ihr Liebster Abends kommen wird. — Arme Tante Minchen! —

Das Sterbegeld.

Es war am Tage nach dem Wohlthätigkeitsballe eines deutschen Vereins. Meine, nicht sehr erfreulichen, Gedanken wurden durch starkes Klopfen an der Thür unterbrochen. Ich ging zur Thür und öffnete. Es war meine Wirthin. Sie brachte mir eine starke Tasse Kaffee. Die verständige Frau wußte, was ein Mensch am Tage nach einem Balle trinken muß. — Wie Feuer schien mir der heiße, duftige Trank durch die Adern zu gehen, meine Lebensgeister wurden wieder wach und ich fand Muth, die Frau um ein kleines Darlehen bis zum Monatsschluß anzugehen. Sie erfüllte meine Bitte mit der größten Bereitwilligkeit. Als Entschuldigung für meine Etats-Ueberschreitung brachte ich vor, daß ich in diesem Monate bereits vier Vereins-Vergnügungen, die zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet waren, habe mitmachen müssen.

„Wissen Sie, lieber Freund", sagte sie plötzlich, sehr ernst werdend, „ich bin nur eine einfache Frau und weiß nicht, was in der sogenannten besseren Gesellschaft zum feinen Ton gehört; ich habe es aber niemals geschmackvoll finden können, daß die reichen Leute im Namen der Wohlthätigkeit rauschende Feste, Mummenscherze u. s. w. veranstalten. Es ist doch sicher ein schlechtes Zeichen für die Opferfreudigkeit, wenn es solcher Reizmittel bedarf, um sie zu veranlassen, einen Theil ihres Ueberflusses der darbenden Menschheit abzugeben. Es mag ja sein, daß der Zweck das Mittel heiligt, indem auf diese Weise die höchsten Beträge beigesteuert werden. Eins aber steht fest, daß der Gebende nicht die volle Seligkeit des Gebens empfindet, die darin liegt, daß seine rechte Hand

nicht weiß, was die linke thut. Auch der Empfangende wird die Gabe nicht mit so dankerfülltem Herzen entgegennehmen, als wenn die reine Nächstenliebe sie ihm reicht. Die Gabe hat einen bitteren Beigeschmack; sie ist gewissermaßen als Tribut für die Vergnügungssucht dem Gebenden abgerungen. Jeder Verein sucht den größtmöglichen Betrag aufzutreiben. Das Verlangen, für den Ruf des Vereins als wohlthätige Gesellschaft Propaganda zu machen, ist vielleicht eine ebenso starke Triebfeder, wie der Wunsch, das Elend der Mitmenschen zu lindern. Mit Stolz liest man die Danksagungen der Hospitäler oder anderer mildthätiger Anstalten, denen der bei solchen Vergnügungen erzielte Ueberschuß zugewendet ist. Die Welt erfährt genau, wie viel Dollars und Cents dieser oder jener Verein in einer Nacht für die Armen zusammengetanzt hat."

Diese Auffassung der Wohlthätigkeit-Veranstaltungen war mir neu; ich suchte den peinlichen Eindruck, den die Worte auf mich gemacht hatten, wegzuscherzen, indem ich die Geschichte von dem römischen Kaiser erzählte, der auf den Vorwurf, daß das von ihm erpreßte Geld zum Himmel stinke, ruhig sich ein Geldstück unter die Nase hielt und ausrief: „Das stinkt nicht."

So komme es auch nicht darauf an, in welcher Weise der Fonds zur Linderung der Noth zusammengetrommelt werde; Hauptsache sei, daß genügend Geld für diesen Zweck zur Verfügung stehe; und um das viele Geld aufzubringen, möchten auch Personen zum Beitrage herangezogen werden, die sonst niemals daran denken würden, oder auch wohl keine Gelegenheit fänden, armen Leuten zu helfen. „Wenn Sie glauben, daß die öffentlichen Wohlthätigkeits-Organe Allen helfen", erwiderte meine Wirthin, „so sind Sie in einem Irrthum, in dem sich — leider Gottes — Viele befinden. — Es ist so bequem, sich einzureden, daß für die Armen gesorgt ist. Man kann den Bettler von der Thür weisen und zu dieser oder jener Gesellschaft, an die man Beiträge zahlt, senden. Die Beamten des Bureau of Charity verstehen ihr Ge-

schäft, sie können den gewerbsmäßigen Bettler von einem unverschuldet ins Unglück Gerathenen auf den ersten Blick unterscheiden. — Gewiß, das Almosen-Vertheilen ist auch ein Geschäft, und die meisten Beamten sind durch lange Erfahrung und Menschenkenntniß so gewitzigt, daß wohl selten ein Unwürdiger, und wäre es ein, in sieben Wassern gewaschener Gauner, Etwas aus ihnen herausschlagen kann. — Dieser Theil ihrer Pflicht ist verhältnißmäßig leicht; schwieriger, ja geradezu unmöglich, in einer Stadt von den Dimensionen Chicagos ist ihre Aufgabe, allen wirklich Bedürftigen zu helfen. Einerseits, wäre der Fonds auch noch so groß, würden die Mittel doch niemals ausreichen, aller Noth zu steuern; andererseits gibt es Viele, und wohl gerade die einer Unterstützung Würdigsten und Bedürftigsten, deren Stolz es nicht zuläßt, sich an die öffentliche Wohlthätigkeit zu wenden und die eher in ihrem Elend zu Grunde gehen, als um Hilfe zu bitten." „Das sind einfach thörichte Menschen", warf ich ein, „die dem allerersten Naturgesetze, dem Triebe der Selbsterhaltung, zuwiderhandeln. „Es handelt sich nicht darum", erwiderte die Frau, „ob diese armen Menschen in ihrem „Bettelstolze" Recht oder Unrecht thun, wenn sie ihr Elend vor der Oeffentlichkeit verbergen. Pflicht aber der Nachbarn und der privaten Wohlthätigkeit sollte es sein, sich um die Aufdeckung solcher Fälle zu kümmern und dann helfend einzuschreiten."

In meiner „After the Ball is over"-Stimmung machte mich die lange Salbaderei meiner Wirthin über das menschliche Elend nervös; ich kämpfte ja selbst mit dem grauen Elend und sagte, um das Gespräch abzubrechen, ziemlich unwirsch: „Ja, ja, Sie haben ja ganz Recht. Lassen Sie die Leute, die viel Geld und Zeit haben, herumlaufen und diese verschämten Armen aufsuchen; ich kann ihnen jedenfalls nicht helfen."

„So?" lachte meine Wirthin. „Das glauben Sie, aber ich werde Sie gleich dazu bekommen, daß sie mit der Unterstützung einer solchen armen Familie den Anfang machen!"

Ich sah sie erstaunt an. „Ich habe doch soeben erst selbst als mehr oder weniger verschämter Armer eine kleine Anleihe gemacht", stotterte ich.

Statt aller Antwort ging sie an mein Wäschespind. Wenn eine Frau die schmutzige Wäsche herauskramt, so macht sie ein Gesicht, wie ein Schulmeister, der die allwöchentliche Revision der Schreibhefte seiner Zöglinge vornimmt. Da sie uns nicht die Wäsche, wie dieser die schmutzigen Schreibhefte dem Jungen, um die Ohren schlagen kann, auch sich nicht zu Verbal-Injurien hinreißen lassen will, so bedauert sie die schöne Wäsche, die so schändlich behandelt wird. Bei jedem extra schmutzigen Stück wirft sie uns einen Blick zu, der uns sagen soll: „Hier, Du Barbar, das ist Dein Werk."

Endlich war sie mit dem Auskramen der Wäsche fertig. Sie notirte die einzelnen Stücke, schlug sie in einem Leintuch zu einem Bündel zusammen und verschnürte das Packet mit einem starken Bindfaden.

„So!" sagte sie zu mir, „wenn Sie jetzt wollen, können Sie ohne Tanzbein und Quadrillenschwenker einer armen, hungernden Familie dazu verhelfen, daß sie sich einen oder zwei Tage satt ißt. Eine arme, alte Frau, der das Elend aus den Augen schaute, war heute Vormittag bei mir und bat mich flehentlich, ihr die Wäsche meiner Zimmerherrn zukommen zu lassen. Ihre Tochter würde dieselbe zur größten Befriedigung besorgen, und wenn ich ihr die Wäsche heute Abend übergäbe, würde sie dieselbe am Samstag wiederbringen. Ich fragte die alte Frau nicht weiter, ich sah ihr an, wie schwer es ihr wurde, um Arbeit für ihre Tochter zu betteln. „Soll ich also jetzt, wie gewöhnlich, die Wäsche zum Chinesen bringen oder der alten Frau geben?" fragte sie anscheinend ganz ruhig und geschäftsmäßig, aber mein scharfes Gehör vernahm doch den feinen Hohn, der in ihrer Stimme lag.

„Bei Leibe nicht dem schlitzäugigen Hallunken!" rief ich, „sondern der alten Frau. Mir ist ja nie der Ge-

danke gekommen, daß der armselige, geringe Verdienst an der Wäsche eine Hilfe für eine hungernde Familie werden kann."

„Das ist ja eben das Unglück der Menschen", erwiderte sie, „daß die eine Hälfte der im Ueberfluß Lebenden nicht der anderen, die am Hungertuche nagt, verständig zu helfen weiß.—Geben ist seliger, als Nehmen. Aber wer versteht das Geben?" Damit ergriff sie das Bündel und ging aus dem Zimmer.

Die Unterredung mit meiner Wirthin hatte mich mehr zum Nachdenken angeregt, als ich mir selbst zugestehen wollte, und ich sah mit einem gewissen Interesse, für das ich mir kaum eine Erklärung geben konnte, dem Erscheinen der alten Frau entgegen. Wie sie der Wirthin versprochen, brachte sie am Samstag die Wäsche. Ich hörte sie schon auf dem Hausflure keuchen, öffnete daher die Thür, nahm ihr das Bündel ab und hieß sie auf einem Stuhle Platz nehmen.

„Das Asthma", sagte sie, wie zur Entschuldigung, „das böse Asthma!" Sie war eine große, starkknochige Person, aber die Last der achtzig Jahre hatte sie gebeugt. Wie bei allen Frauen, die bis in ihr spätes Alter hinein schwer gearbeitet haben, hatten ihre Züge einen fast männlichen Ausdruck. Unzählige, kleine Falten der pergamentähnlichen Haut bildeten die Stirn, während die eingefallenen, aschgrauen Wangen von Elend und Hunger zeugten. Und doch war in diesem verfallenen, alten Menschenantlitz Etwas, das mich unwillkürlich anzog. Das waren die großen, klaren Augen, die mich so verständnißvoll anblickten und bewiesen, daß der Geist in dieser Menschenruine noch gesund geblieben. Ich bezahlte die Wäscherechnung, hieß sie in 14 Tagen wieder vorsprechen, und gab ihr ein kleines Trinkgeld. „Das ist für Euch, Großmutter", sagte ich ihr, „thut Euch dafür Etwas zu Gute." Sie bedankte sich herzlich, wickelte den Wäschelohn in ein besonderes Stück Papier und schob das Trinkgeld lose in die Tasche.

Kaum hatte sie sich entfernt, als meine Wirthin in's Zimmer trat, um sich zu überzeugen, wie die Wäsche ausgefallen sei. Um dies besser thun zu können, trat sie an's Fenster. Gleich darauf rief sie mir zu, doch schnell auf die Straße hinunterzusehen. — Ich that's. Vor dem unserem Hause gegenüberliegenden Butcherstore, in dem schon das elektrische Licht brannte, stand die alte Frau und betrachtete augenscheinlich mit großem Interesse die im Schaufenster ausgestellten Herrlichkeiten. Es schien, als fiele es ihr schwer, unter den verlockenden Delikatessen eine Auswahl zu treffen. Endlich schob sie die Hand in ihre Tasche und ging resolut auf die Thür des Ladens zu.

Auf der Thürschwelle aber zögerte sie wieder — sie schien zu überlegen — dann wandte sie sich um — es kostete sie eine Anstrengung, dies zu thun; aber nachdem sie erst wieder auf das Trottoir getreten, humpelte sie eilig von dannen, als fürchte sie, der Verführung doch noch zu erliegen.. —

„Haben Sie den Vorgang da drüben genau betrachtet?" fragte mich die Wirthin. Ich bejahte; um mich aber einer langweiligen Auseinandersetzung, die die Frau jedenfalls in petto hatte, zu entziehen, setzte ich in ziemlich barschem Tone hinzu: „Weibervolk ist doch bis zur Kirchhofsthür naschhaft. Es hätte nicht viel gefehlt, daß die alte Person in feinen Fleischwaaren das Trinkgeld vernascht hätte, das vielleicht zur Herstellung eines frugalen Abendbrodes für die ganze Familie hinreicht." — Die Frau mußte wohl gemerkt haben, daß ich einer Unterhaltung ausweichen wollte. Mit der Bemerkung: „Ihr Männer denkt nur mit dem Verstand, niemals mit dem Herzen", ging sie hinaus. — Sie that mir unrecht. Das Bild der Greisin, die Angesichts der verführerischen Eßwaaren ihren Hunger niederkämpft, stand mir während der nächsten Tage stetig vor Augen, und wenn ich mich an den reichlich besetzten Tisch meines Speisehauses setzte, so überkam mich das Gefühl, die alte Frau stehe neben mir und sehe mit ihren großen Augen verlangend

auf meinen Teller. — Früher hatte ich nie daran gedacht, was eigentlich mit den vielen Speiseresten, die von den Tafeln wieder zur Küche zurückgebracht werden, geschehe, aber jetzt kam mir der Gedanke, wie vielen armen Familien damit geholfen werden könnte.

Ich fragte daher den Besitzer des Restaurants, wie er es mit den Speiseabfällen halte. „Früher", erwiderte dieser, „gaben wir es an die armen Leute fort. Aber das Bettelvolk wurde mit der Zeit so frech und kam täglich in größeren Schaaren, daß der Eingang zur Küche vollständig blockirt und der Küchenbetrieb gestört wurde. Eine Zeit lang schütteten wir dann alle Reste weg. In der neuesten Zeit kommen die "little sisters of the poor", die ein Armenhaus haben, jeden Morgen und erhalten die Reste, wie Brot, Braten und Sachen, die nicht schnell verderben, in geschlossenen Kästen." —

Zum ersten Mal steckte ich mir den Apfel, der regelmäßig zum Nachtisch servirt wurde, unbekümmert um die erstaunten Blicke der Tischnachbarn ein. — Ich hatte ihn bezahlt und der erste arme Bootblack, den ich traf, sollte ihn essen. —

Sonst hatte ich mich nie darum gekümmert, wenn meine Wirthin die Wäsche in die „Laundry" gegeben hatte, es genügte mir, daß ich sie an jedem zweiten Samstag rein zurückerhielt. Meine Wirthin war daher oder stellte sich (ich vermuthe, daß sie mein Interesse an der alten Frau durchschaute) wenigstens ganz erstaunt, als ich sie fragte, ob meine Wäsche schon abgeholt sei? —

„Ich habe die Wäsche selbst fortgebracht. Ich hatte gerade eine Beschickung in der Nachbarschaft, wo die Waschfrau wohnt und wollte ihrer Mutter den beschwerlichen Gang ersparen. Außerdem wollte ich doch eigentlich einmal zusehen, wie die Leute beschaffen sind, denen ich Ihre Wäsche und auch die des Herrn Krause anvertraue." Dann schwieg sie, jedenfalls um meine Neugierde auf die Probe zu stellen. —

Ich reagirte nicht darauf, um mir keine Blöße zu geben und ließ mich in meiner wichtigen Beschäftigung, mit den Fingern gegen die Fensterscheiben zu trommeln, nicht stören.

„Sie interessiren sich nicht für Ihre armen Mitmenschen", sagte sie vorwurfsvoll; „würden Sie es, so hätten Sie hier eine Gelegenheit, eine Familie kennen zu lernen, die ohne ihr Verschulden in das größte Unglück gekommen und doch zu stolz ist, um Almosen zu bitten. Lieber verhungern sie. Es ist zum Steinerweichen."

„Sind sie denn gar so arm?" fragte ich, um mich doch nicht als ganz gefühllos hinzustellen.

„Arm und elend dazu! Die Familie besteht aus Mann und Frau, fünf unerwachsenen Kindern und der Greisin, die Sie kennen, der Mutter des Mannes. Die einzige, arbeitsfähige Person ist die Frau, aber auch sie kann nur wenig verdienen, da die vielen kleinen Kinder fast ihre ganze Zeit in Anspruch nehmen. Der Mann, ein fleißiger und nüchterner Arbeiter, verunglückte vor einem Jahre bei einem Neubau. Ein komplizirter Beinbruch machte eine Amputation nothwendig. Seit einem Jahre ist er bettlägerig. So lange er noch Krankengeld von seiner Union bezog, war das Elend noch nicht so groß, aber seitdem seine Unterstützungsberechtigung aufgehört hat, leidet die Familie thatsächlich oft tagelang Hunger, es fehlt an Brennmaterial und auch die Medizin für den Kranken kann bisweilen nicht beschafft werden." —

Und damit nicht genug, daß dieser dreifache Fluch der Armuth, Hunger und Krankheit auf der Familie lastet; die Unglücklichen selbst vermehren ihr Unglück, da sie zu stolz sind, ihre Nothlage bei den wohlthätigen Gesellschaften anzumelden, die sicher helfend eingreifen würden.

Namentlich der Mann ist in dieser Beziehung ganz unvernünftig. Er hat geschworen, daß er den Verband von seiner Wunde reißen und verbluten wolle, wenn er

erführe, daß eines seiner Familienmitglieder um Unterstützung nachgesucht hätte. „Haltet aus", sagte er oft, „erniedrigt Euch nicht vor der Aussaugerbrut; wenn ich meinen Prozeß gewonnen, kommt Geld, viel Geld ins Haus." — Das — ist seine fixe Idee. — Gleich nachdem das Unglück passirt war, hatte seine Union einen der gediegendsten Advokaten beauftragt, eine Schadenersatzklage gegen den Arbeitgeber des Verletzten einzureichen. Das Gericht wies die Klage zurück; die Zeugenaufnahme hatte zur Evidenz erwiesen, daß das Unglück durch Außerachtlassung einer der Regeln der verklagten Gesellschaft von dem Verunglückten selbst herbeigeführt sei. Ohne die geringste Berechtigung zu einer Hoffnung, klammert er sich an die Idee, daß ihm sein vermeintliches Recht doch werden müsse — und er und seine Familie friert und hungert weiter, obwohl sich die arme Frau in dem Bestreben, für ihre hungernden Kinder Brot zu schaffen, fast aufreibt. Das Mitleid übermannte hier meine mildherzige Wirthin, sie brach ihre Erzählung ab, wischte sich die Thränen aus den Augen und wandte sich zum Gehen.

„Frau Schütz", hielt ich sie zurück. „Heute Morgen habe ich beim Rückzahlen des Darlehens vergessen, Ihnen die Zinsen zu bezahlen. Hier ist ein Dollar. Beim Pfandonkel hätte ich ebensoviel bezahlen müssen."

„Wollen Sie mich beleidigen?" rief die Frau ganz bestürzt. „Nein", erwiderte ich, „aber ich glaubte, Sie würden mich verstehen und mich die Seligkeit empfinden lassen, die, wie Sie sagen, im stillen Wohlthun liegt."

Als ich fünf Minuten später auf die Straße herabblickte, sah ich meine Wirthin mit dem großen Marktkorbe von dem Butcherstore nach der Grocery und von dieser nach dem Bäckerstore gehen. — Sie hatte mich verstanden. Besser, als seit langer Zeit schmeckte mir an diesem Abend mein Supper; ich malte mir aus, mit welchem Appetit sich die armen Leute an den guten Sachen delektiren würden. Meine Tischnachbarn stießen

sich heimlich an. Solchen Wolfshunger hatten sie selten Gelegenheit, an mir zu beobachten.

* * *

Pünktlich am nächsten Samstag kam die alte Frau mit der Wäsche. Ich bezahlte ihr den Wäschelohn. Dann hielt ich ihr einen halben Dollar hin. „Ich geb' Euch dieses Geld", sagte ich, „aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir heilig versprecht, ihn diesesmal für Euch selbst zu verwenden. Kauft Euch dafür eine Flasche Wein oder sonst etwas Stärkendes. Etwas, das Ihr lange entbehrt und wonach Ihr Euch gesehnt habt."

Sie sah bald auf mich, bald auf das Geldstück in meiner Hand. „Sie meinen es gewiß gut mit mir", sagte sie traurig, „und ich brauche das Geld auch so nöthig für mich selbst. Aber es vernaschen kann ich ebensowenig, wie es meiner Tochter geben." Dann weinte sie still vor sich hin. „Ich wünschte, ich wäre todt", schluchzte sie mit einem Male laut auf und wandte sich zum Gehen. Ich ließ den halben Dollar in ihren Waschkorb gleiten und sagte: „Nun, Großmutter, thut mit dem Gelde, was Ihr wollt; mir soll's Recht sein."

Was hatte die Greisin für ein Geheimniß? Sie wollte das Geld nicht ihrer Schwiegertochter geben? Sie brauchte es sehr nöthig für sich selbst? Und doch wollte sie sich Nichts dafür kaufen? Was konnte sie nur mit dem Gelde wollen? Meine Wirthin, der ich von dem sonderbaren Benehmen der alten Frau erzählte, sann lange nach. Endlich sagte sie: „Ich habe eine Vermuthung, aber es ist auch nur eine solche, und es ist sehr leicht möglich, daß ich mich irre. Alte Leute sind mehr oder weniger gleichgiltig für Alles, was für uns Jüngere von Interesse ist. So lange wir noch im Frühling, Sommer, oder Herbst uns befinden, verdeckt das Blätterwerk unsere Aussicht und wir betrachten das Leben und Weben der Natur um uns herum. In unseren jüngeren Jahren beschäftigen uns die Sorgen und Freuden des

täglichen Lebens vollauf; wir leben in der Gegenwart, ohne der fremden Zukunft, dem Ende unserer Tage viel zu gedenken. Wenn aber die Winterstürme die Bäume kahl gefegt haben und ein Strauch wie der andere, ein Baum wie der andere einen gleich trostlosen Anblick gewährt, da späht das Auge ungehindert in der Ferne nach dem Hause, das uns gastlich aufnehmen soll. — Der alte Mensch hat die Freuden und Sorgen abgestreift, er hofft und fürchtet nicht mehr. Gleichgiltig läßt er die einförmigen Tage an sich vorüberschleichen. Er denkt an das Ende, an den Tod, der ihm Ruhe bringen soll. Es ist der einzige Lichtblick am düsteren Horizonte. Der fortwährende Gedanke an den Tod erweckt in ihm das Verlangen, daß, so elend auch sein Leben gewesen, bei seinem Tode Alles feierlich und geordnet zugehe und daß die Verwandten ihn ein „schönes" Begräbniß zu Theil werden lassen können. Es soll mich daher gar nicht wundern, wenn die alte Frau sich in einer Sterbekasse eingekauft hat und jetzt mit den größten Schwierigkeiten kämpft, um die Beiträge erschwingen zu können." —

Ich beschloß, mir bei der nächsten Wäscheablieferung hierüber Aufklärung zu verschaffen. Als aber das Geschäft abgewickelt war, hielt mich Etwas wie ehrfurchtsvolle Scham ab, die Greisin zu fragen. Was hatte ich für ein Recht, mich in ihre Angelegenheiten zu mischen? Könnte sie nicht etwa denken, ich habe ihr die kleinen Geschenke gemacht, um meine müßige Neugier zu befriedigen? —

An der Thür blieb sie eine Weile stehen. Dann zog sie aus der tiefen Tasche ihrer Kleider einen, mit vielem Zeitungspapier umwickelten und mit Bindfaden umschnürten Gegenstand hervor und kam auf mich zu.

„Das ist ein Buch von der Sterbekasse", sagte sie einfach. „Seit langer, langer Zeit trage ich es bei mir herum, aber ich werde immer schwächer im Kopf und ich fürchte, ich werde es verlieren, oder meine Kinder werden es finden. — Die würden mich schelten!"

Sie hielt das Buch in der Hand und drehte es hin

und her, als falle es ihr schwer, sich von ihm zu trennen. Dann reichte sie es mir mit zitternden Händen! — „Bewahren Sie das Buch für mich auf; Sie werden es thun; ich setze großes Vertrauen in Sie.“ Als ich es in meinem Schreibtische einschloß, folgte sie jeder meiner Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit und fragte, ob es da auch sicher aufbewahrt sei. Ich lächelte unwillkürlich über die Besorgniß der Frau. Sie bemerkte es und sagte: „Ja, lieber Herr! ich bin wohl recht kindisch in meiner Besorgniß, aber mein ganzes Herz hängt an dem Buche, denn wenn ich todt bin, so bekommen meine Kinder dafür 150 Dollars ausbezahlt.... mein Begräbniß wird ja nicht viel kosten.... und das Geld wird ihnen eine große Hilfe sein....Jetzt bin ich ihnen nur eine Last....“

Sie brach in ein herzbrechendes Weinen aus und erzählte, wie schwer es ihr geworden, die Beiträge von 25 Cents wöchentlich aufzubringen; sie sei schon sehr lange versichert. Anfangs habe sie noch etwas verdient, aber als ihr Sohn sich verheirathet und ein Unglück nach dem anderen über die Familie hereingebrochen sei, da habe sie das Geld bei ihren früheren Bekannten, und als diese der Sache überdrüssig geworden, bei fremden Leuten gebettelt....Das sei ihr das Schwerste im ganzen Leben gewesen....Jetzt habe sie nur noch den einen Wunsch, recht bald zu sterben....Ich tröstete die Greisin, so weit es in meiner Macht stand, und ich bat sie, mir von jetzt an ganz zu vertrauen; ich werde ihre Beiträge pünktlich bezahlen; sie möge sich auch sonst an mich wenden, wenn sie irgend eines Rathes oder einer Hilfe bedürfe....Sie dankte mir nicht mit überschwenglichen Worten....das lag nicht in ihrem Wesen....sie kam näher an mich heran....und ehe ich noch eine Ahnung davon hatte, was sie beabsichtigte, drückte sie einen Kuß auf meine Stirne und humpelte eiligst nach der Thür. „Verzeihen Sie“, bat sie leise; „ich konnte nicht anders! Gott segne Sie!“

* * *

Am folgenden Tage erhielt ich von meinem Arbeitgeber den Auftrag, mich in Geschäften nach Milwaukee zu begeben. Ich wickelte dieselben ab und kehrte am zweiten Samstag spät Abends zurück. — Meine erste Frage an die Wirthin war, ob die alte Frau die Wäsche gebracht habe. — „Ja, sagte die Wirthin zögernd, die arme Großmama hat die Wäsche schon am Mittwoch gebracht. Es war ihr letzter Gang; wir werden sie nicht wieder sehen. Sie ist todt. Gestern ist sie auf dem Armenfriedhofe beerdigt worden."

Ich konnte vor Bestürzung kein Wort hervorbringen.

„Sie war schon am Montag und am Dienstag hier, weil sie gerne mit Ihnen sprechen wollte, und als ich ihr bedeutete, daß Sie vor heute Abend wohl nicht nach Hause kommen würden, ließ sie einen Brief an Sie zurück. Er liegt auf Ihrem Schreibtisch. Ich flog die Treppe nach meiner Wohnung hinauf und erbrach den Brief. — Die groben, mit zitternder Hand geschriebenen, ungelenken Schriftzüge, waren kaum zu entziffern, und es nahm mir längere Zeit, ehe ich den Inhalt des Schreibens vollständig begriff. Ich will ihn in meinen eigenen Worten wiedergeben. Der Doktor hatte ihrem Sohne mitgetheilt, die Wunde sei jetzt soweit vernarbt, daß er ein künstliches Bein gebrauchen könne und mit einem solchen sei es immerhin möglich, daß er leichte Arbeit verrichten könne. Der Sohn jammere jetzt Tag und Nacht, woher er die 100—150 Dollars nehmen solle, die ein solches künstliches Glied koste. — Das könne sie nicht mit ansehen. Gott werde ihr verzeihen. Die Sünde sei groß, aber Gott wisse auch, daß sie nur um ihres Sohnes wegen sündige, und die Liebe zu den Kindern habe Er doch allen Müttern in's Herz gelegt. — Der Doktor habe einst ihrem Sohne eine Schachtel Schlafpillen verschrieben und ihn gewarnt, nicht mehr als eine davon zu nehmen. Sie habe noch ein halb Dutzend davon, sie werde sie gebrauchen und nie wieder aufwachen. Die Leute würden glauben, sie sei vor Altersschwäche entschlafen

....Das Buch sollte ich nach ihrem Begräbniß ihrem Sohne geben....und Gott möge mich schützen.

Ihrem Wunsche gemäß sandte ich das Buch ohne weitere Bemerkungen ihrem Sohne zu.

Vier Wochen später war eine Vakanz für einen Elevatormann in unserem Office-Gebäude. Ein Mann mit einem künstlichen Bein bat mich um eine Empfehlung an den Hausmeister. Ich verweigerte sie ihm....es war Unrecht....ich konnte nicht anders....ich hatte ein Gefühl, als wäre er der Mörder der alten Frau.

Die Schreibmaschine.

„Nummer 190! Nummer 190! Nummer 190!.... Erster Hauptgewinn....eine Schreibmaschine!“ rief der joviale Herr, der das Lotteriegeschäft auf dem WohlthätigkeitsBazar der Schiller-Loge leitete, wohl schon zum zehnten Male. Niemand meldete sich als glücklicher Gewinner. „Frank, Frank!“ mahnt eine junge Frau ihren Mann, „sieh' doch Dein Ticket noch einmal an, ich glaube, das ist unsere Nummer!“ — „Nein“, sagt er, „das ist nicht unsere Nummer, wir gewinnen Nichts; denn wer Glück in der Liebe hat, hat Unglück im Spiel!“ Aber dennoch sucht er das Ticket hervor. Richtig, da steht's: Nummer 190! Die junge Frau bricht in hellen Jubel aus, und er nimmt freudestrahlend den gewonnenen „Typewriter“ in Empfang. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen, namentlich nicht unter den künstlichen eines Wohlthätigkeits-Bazars; ganz besonders nicht, wenn er dort in der Lotterie gewonnen hat. Wie ein Rudel Wölfe auf den angeschossenen Hirsch, stürzen die schönen Verkäuferinnen auf ihn ein. Ob er will oder nicht, er muß kaufen.... Und in seiner Herzensfreude kauft er, was sie nur bringen; natürlich lauter Sachen, deren Namen, Zweck und Ursprung vergessen ist, weil sie seit Menschengedenken als Preise in der Lotterie figuriren, aber regelmäßig von den „glücklichen“ Gewinnern mit einem Seufzer der Erleichterung an die Loge zurückgeschenkt werden. Preise muß er bezahlen, — horrend! denn zu dem dreimal so hoch angesetzten Werthe des VerkaufsGegenstandes addirt die Verkäuferin den klingenden Tribut, den sie für die Anmuth ihrer Erscheinung zu fordern sich verpflichtet glaubt. Endlich haben die schö-

nen Griechinnen, die dunkeläugigen, kubanischen Sennoras, die niedlichen Japanerinnen, die drallen Schwabenmädel ihm sein Geld abgeschmeichelt! Noch ein einziger Dollar ist ihm geblieben, aber ehe er diesen „Letzten der Mohikaner" in der Tasche tiefsten Gründen in Sicherheit gebracht hat, hat ihn das scharfe Auge Niaahua's, der Tochter des großen Indianer-Häuptlings „Rain-in the-Face", erspäht, und trotz des, beinahe ernst gemeinten Protestes der jungen Frau läßt dieses Naturkind nicht eher nach, bis er ihr einen Kuß auf die Lippen und gleichzeitig den Dollar für die Armen in die Hand drückt.

„Sie haben Dich ordentlich geschröpft", meint die kleine Frau auf dem Nachhausewege. Sie war ärgerlich wegen der großen Geldausgabe, und auch wohl ein wenig eifersüchtig auf ihren Mann, der sich heute von seiner liebenswürdigsten Seite den Damen gegenüber gezeigt hatte.... „Ich weiß wirklich nicht, wie anständige Damen so aufdringlich sein können; besonders diese Niaahua. Sie ist überhaupt ein unausstehliches Geschöpf, die Annie Smith; wir sind zusammen konfirmirt worden, aber ich habe sie damals schon nicht leiden mögen. Es soll ihr ja wohl ziemlich schlecht gehen, so daß sie gezwungen ist, in einer Office zu arbeiten, aber dennoch macht sie alle Vergnügungen mit!....das gibt zu denken!" Wenn auch noch ein junger, so war Frank doch ein Ehemann, der sehr wohl wußte, wie er sich zu verhalten, wenn der Ehehimmel bewölkt und ein Gewitter im Anzuge war.

„Ja, liebes Herz", log er daher mit dem ehrlichsten Gesichte von der Welt, „Du hast Recht. Sie ist eine unausstehliche Person und Du glaubst gar nicht, welche Ueberwindung es mich gekostet hat, sie zu küssen!! Brrrr!!! Ich verstehe gar nicht, wie Jemand die in seiner Office beschäftigen kann! Sie hat ja ordentlich einen bösen Blick, wie die Zauberin im Märchen....

„Was Du doch für ein gutes Schauspielertalent besitzest, lieber Frank", lachte die junge Frau schelmisch,

„trotz Deines großen Abscheues sah es aus, als wenn Du sie mit wahrem Gusto küßtest.“ „Es war für einen guten Zweck, liebes Friedchen“, scherzte Frank! „Uebrigens“ — er sprang plötzlich auf ein anderes Thema über, da ihm die Unterhaltung über die Niaahua, alias Annie Smith, immer noch ein gefährlicher Grund schien, „übrigens —, ja, übrigens konnte mir nichts gelegener kommen, als die Gunst Fortunas, die mir diese Maschine in den Schooß geworfen hat. Du weißt, meine Rechtspraxis hat sich bedeutend vergrößert; eine Masse Schreiberei ist zu besorgen und mein Clerk, der Charlie, weiß nicht mehr ein noch aus. Da ist die Maschine nun, wie gerufen, gekommen. Wenn Charlie sich erst darauf eingearbeitet hat, so kann er das Doppelte leisten, wie zuvor.

Am nächsten Morgen nahm der „glückliche Gewinner“ die Maschine in die Office und malte sich im Geiste aus, welch' freudige Ueberraschung dem Charlie beim Anblick der Maschine in die Glieder fahren würde! Mit großer Umständlichkeit nahm er sie aus ihrer Verpackung und stellte sie mit einer feierlichen Ansprache, in der er aller Vorzüge dieses Wunderwerkes ausgiebige Erwähnung that, auf den Platz seines Gehilfen. Dieser sah bald auf seinen „Boß“, bald auf das Schreibinstrument, aber keineswegs mit den freudig-erstaunten Blicken, wie sein Arbeitgeber erwartet hatte, sondern eher mit dem schmerzlich-resignirten Gesichtsausdruck eines Gefangenen, dem der Sheriff das Todesurtheil vorgelesen. „Dann kann ich also gehen?“ fragte er anscheinend gleichgiltig, während es in Wirklichkeit in seinem Innern kochte.

„Gehen? Gehen? Was soll das heißen, Charlie?“

„Na, Sie erwarten doch, daß ich auf dem „Ding“ da schreiben soll, und das werde ich niemals thun! Niemals!“

„Aber, um Gotteswillen, warum nur nicht, es ist doch eine große Erleichterung für Sie! Wenn Sie sich

erst einmal daran gewöhnt haben, ist Ihre Arbeit die reinste Spielerei! Probiren Sie es doch einmal!"

Charlie aber probirte nicht. Er schreibe mit Dinte und Feder, wie er es in der Schule gelernt. Auf dem „Ding" da zu schreiben, das gehe ihm gegen sein Standesgefühl, und er hasse auf der Welt Nichts so sehr, als diese Klapperkasten, denn sie wären es, die den Stand der Bureau-Gehilfen auf das Niveau eines gewöhnlichen Fabrikarbeiters heruntergedrückt hätten. Für einen denkenden Menschen sei die mechanische Klapperei der langsame, geistige Selbstmord. Darum hätten auch die meisten seiner männlichen Kollegen ihre Plätze aufgeben und die „Bosse" junge Frauenzimmer heuern müssen, die bei ihrem nur gering entwickelten Intellekt unter dieser geistigen Folter nicht zusammenbrächen. „Ich, für meinen Theil, rühre die Maschine nicht an!" schloß er trotzig.... Dieses unvernünftige Benehmen seines Clerks ärgerte den jungen Rechtsanwalt nicht wenig; er nannte ihn einen „rückständigen" Trotzkopf, der wie ein ungebildeter Handarbeiter Alles, was Maschine heiße, verdamme. Charlie hielt ebenfalls nicht mit seiner Ansicht hinter dem Berge; es dauerte nicht lange, so war der beste Streit im Gange, der damit endigte, daß Charlie um seine sofortige Entlassung bat. Im ersten Aerger war auch der Arbeitgeber dazu bereit; Charlie empfing seinen Lohn und verließ wüthend die Office. Frank ging erregt im Zimmer auf und ab und überlegte, was nun thun? Dabei hatte er immer unwillkürlich seine Blicke auf der Maschine. War das „Ding" überhaupt das Opfer werth, das er ihm gebracht hatte? Hatte er nicht zu schnell gehandelt? Abgesehen von einigen verschrobenen Ideen war Charlie nicht eine Perle von einem Clerk gewesen? Aber bereuen half hier nichts; es mußte Ersatz geschafft werden. Er schrieb daher eine Annonce, nach der eine Maschinenschreiberin verlangt wurde, und er ging damit selbst nach der Zeitung, damit er sicher wäre, daß sie noch in's Abendblatt aufgenommen werde. Der Office-Junge blieb allein zurück. Auch seine Blicke hatten die

ganze Zeit, wie gebannt, auf dem „Ding" geruht, und wie einst den Glockengießerjungen in Breslau hatte es ihn schon lange „an den Fingern gezogen." Jetzt war die Luft rein. Also los dafür! Doch das „Ding" wollte nicht so recht arbeiten. Jung-Amerika ist smart. Man muß das Ding auseinander schrauben, kalkulirte er, und er schrob und drehte so lange, bis die ganze Musik so ziemlich in seine Urbestandtheile zerlegt war. Ungleich seinem Leidensgefährten in der Zauberkunst, brauchte er nicht seinen Herrn und Meister zu rufen. Der erschien ungerufen, und als er die Greuel der Verwüstung sah, die der Nichtsnutz von Bengel angerichtet hatte, da überkam ihn die Wuth, und er verhaute den Schlingel, daß ihm Hören und Sehen verging. Aber nicht die Frechheit, denn bei seinem etwas beschleunigten Abschiede rief er seinem bisherigen Brodherrn zu: „Mein Vater wird Ihnen schon fixen, das ist Körperverletzung, und wir verlangen 10,000 Dollars Schadenersatz!" Zu jeder anderen Zeit hätte Frank sich über die Gesetzkenntnisse dieses Embryo-Juristen gefreut, jetzt aber waren ihm dieselben sehr fatal, denn, wenn der Vater auf Zureden des Jungen ihn wirklich verklagte, konnte die Sache für ihn bedenklich schief gehen! Da war auch wieder die Maschine Schuld daran und jetzt war sie noch zu allem Unglück außer Ordnung. Da war weiter Nichts zu machen, als sie wieder in Stand setzen zu lassen, bevor die Bewerberinnen um den Platz sich einstellten. Er packte also das ganze Unglückshäufchen von Maschinentheilen in ein großes Tuch und schlich damit wie Jemand, der seinen hebräischen Onkel besuchen will, nach dem Schreibmaschinen-Hospital in einem Keller der La Salle Straße. Er mußte lange warten, da mit dem Patienten verschiedene Operationen und Einrenkungen vorgenommen wurden. Unter ihm brannte der Stand, denn die Abendzeitung war längst erschienen und die Applikantinnen würden seine Office belagern, dachte er. Endlich war die Maschine fertig und nach einem tiefen Griff in seine Tasche stürmte er nach seiner Office. Nur eine einzige Dame

wartete im Vorzimmer. Er zündete das Gas an und bat sie, einzutreten. „Herr Gott! sind Sie das, Mr. Frank", rief die Dame, die Niemand anders war, als unsere Bazar-Bekanntschaft, Niaahua, alias Smith. „Das trifft sich aber reizend, daß Sie sich gerade jetzt nach einer Office-Dame umsehen. Ich habe heute meinen Platz aufgegeben und kann denn wohl morgen bei Ihnen anfangen? Nicht wahr, Herr Frank? Wir werden uns schon vertragen." Ohne eine Antwort erhalten zu haben, stellte sie sich an das verlassene Pult Charlies und begann eine Probe ihrer Fingerfertigkeit abzulegen. Wie vom Sturmwind getrieben, jagten die geschmeidigen Finger über die Tasten des Instruments. Das Schlußsignal-Glöckchen tönte beständig. Die ganze Maschine summte und schwirrte und die kleinen Druckteufelchen, die unter jedem Buchstaben hocken, verkrochen sich tief in das Innere. Mit dieser Meisterin konnten sie nicht ihre Allotria treiben. „Nun", rief sie, nachdem sie so eine Weile geklappert hatte, „verstehe ich mein Geschäft? Schlagen Sie ein; $8 per Woche." Frank war während der ganzen Zeit gar nicht recht zur Besinnung gekommen; er war vollständig überrumpelt ,und als ihm jetzt das kouragirte Mädchen so vertrauungsvoll in die Augen sah, da schlug er ein. Morgen um 9 Uhr sollte sie ihren Dienst antreten!

Sie empfahl sich, überglücklich, so schnell einen Platz gefunden zu haben. Auch er schloß seine Office, um nach seinem Klub zu gehen und den vielen Aerger, den der heutige Tag gebracht hatte, mit verschiedenen guten Tropfen herunterzuspülen. Nacht war's, als er seinen Penaten zuwankte. Er war selig, er war glücklich, er hätte die Welt umarmen können, aber mitten in sein Glück fiel ein böser Schatten, wenn er daran dachte, was seine Frau zu der Anstellung der Naua — nein, Naia — auch nicht, der Nihua — das ist ja gar nicht auszusprechen — na, also der Annie Smith sagen würde. Sie darf es nicht erfahren! Endlich war er zu Hause. Auf den Zehenspitzen schlich er sich in das gemeinschaftliche

Schlafzimmer. Was war das? Das Bett seiner Frau war unberührt! Auf dem Tische lag ein offener Brief! Er versuchte ihn zu lesen, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Er versuchte es noch einmal, endlich buchstabirte er mühsam. „Ich....bin zu....meiner ....Mutter.... zurück! Ich....weiß....Alles.... Frieda." Der Brief entfiel seiner Hand....„Der verdammte Typewriter ist an Allem Schuld", stöhnte er und warf sich ächzend auf sein Lager.

Am nächsten Morgen war er schon frühe auf und kühlte seinen brennenden Kopf mit einem großen Kübel eiskalten Wassers. Dann aber fuhr er zu seinem alten Freunde und Berufsgenossen Carson, um Raths zu pflegen, was in dieser verzweifelten Sache zu thun sei. Dieser hörte ihn ruhig an. „Die Sache ist höchst einfach", sagte er dann nach kurzem Bedenken. „Du mußt den **status quo ante** wiederherstellen". „Was meinst Du damit?" fragte Frank. „Das heißt, Du mußt wieder Alles so in die Wege leiten, wie es war, ehe mit dem verwünschten Typewriter das Unglück in Dein Haus eingezogen ist! Entledige Dich also der Teufelsmaschine und das Glück und Deine junge Frau wird Dir wieder lächeln."

Für Carlson war es leichter, diesen Rath zu ertheilen, als für Frank, ihn auszuführen. Es wäre ja leicht genug gewesen, die Maschine loszubekommen, wenn nicht die Niaahua — merkwürdig, heute konnte er den Namen wieder ganz gut aussprechen! — daran hängen würde. Das Frauenzimmer hatte ihn aber auch zu schnell überrumpelt und ihren Platz im Sturm erobert! Er fuhr nach der Office. Es war noch früh. Groß war daher sein Erstaunen, als er die junge Dame, die gerade seinen Geist in so unangenehmer Weise beschäftigte, wie der Wolf in der Fabel, bereits auf ihn wartend, dort antraf. Aber größer, viel größer war seine Freude, als sie ihm die Eröffnung machte, sie könne ihre Stellung nicht antreten, weil sie per Depesche an das Krankenlager ihres Onkels in St. Louis gerufen sei. In seinem Herzen

segnete er den guten Onkel, der gerade zu so erwünschter Zeit krank geworden war; der jungen Dame gegenüber aber betheuerte er, daß er ihren Verlust tief beklage. „Es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein!" seufzte er, und als er ihr die Hand zum Abschied reichte, machte er ein Gesicht, als schiede er vom Theuersten, was die Erde für ihn trug. Kaum aber hatte die Thür' sich hinter ihr geschlossen, da brach er in ein wahres Jubelgeheul aus und stürzte auf den verhaßten Klapperkasten los, um ihn wieder einzupacken. Gerade war er damit fertig, als ein älterer, dem Arbeiterstande angehöriger Mann eintrat, den Tags zuvor so schmerzhaft verabschiedeten jungen Amateur-Typewriter nach sich ziehend. „Ich bin", sagte er, „der Vater von Ihrem Office-Jungen, den Sie gestern fortgeschickt haben, und wollte mich erkundigen, was der Bengel eigentlich angestellt hat?" Frank fürchtete, der Zorn über die Züchtigung seines Sohnes werde sich jetzt bei dem alten Manne entladen! Er schilderte also alle erschwerenden Umstände, die den Streich des Jungen zum Verbrechen stempelten, und verschwieg die Strafe, die dem Frevler bereits von seiner Hand auferlegt war. „Das Schönste", fiel ihm der Alte in die Rede, ist das: „Kommt der Bengel nach Hause und verlangt ‚ich sollte Sie verklagen, weil Sie ihn ordentlich verhauen hätten! Na, ich habe denn auch kurzen Prozeß gemacht. Wissen Sie, ich bin noch so einer von der alten Sorte, die an die ungebrannte Asche als Erziehungsmittel glauben, und habe ihm solange die Gesetzparagraphen vorgelesen, bis er versprochen hat, Sie abzubitten und sich für die Zukunft zu bessern!" Frank, der in seiner Herzensfreude, so billigen Kaufes davongekommen zu sein, am liebsten Vater und Sohn an sein Herz gedrückt hätte, nahm eine wichtige Amtsmiene an und hielt dem reuigen Sünder eine gewaltige Standrede. Dann verzieh er ihm großmüthig und setzte ihn wieder in Amt und Würden ein. Er hatte sogleich Arbeit für ihn, indem er ihm den Auftrag gab, die Unglücksmaschine zu dem Sekretär der Schiller-Loge zu

bringen und sich über dieses Geschenk eine Quittung geben zu lassen. Von dort aus sollte er sich nach Charlies Wohnung begeben und diesen bitten, nach der Office zu kommen. Der Junge führte seine Aufträge aus und in einer Stunde brachte er seinen ebenfalls durch die Teufelsmaschine zu Schaden gekommenen Leidensgefährten nach der Office. „Hallo, Charlie!“ rief Frank dem Eintretenden entgegen und lachte aus vollem Halse. „Ha, ha, ha! Das ist ja ein köstlicher Spaß! Also Sie Unschuldswurm haben meinen Scherz für Ernst genommen und geglaubt, daß ich eine von diesen Klappermaschinen in meiner Office haben will? — Mann des Ruhmes! In zwei Stunden würde mich das Ticktackbimklinglingling verrückt machen! Ich habe mir bloß einen Jux mit Ihnen machen wollen, da ich weiß, wie Sie die „Dinger“ hassen. Nichts für ungut!“

Freund Charlie sagte gar nichts! Aber nach zwei Minuten kratzte seine Feder auf dem Papier, als wenn ein Ticktackbimklinglingling in Operation wäre, während Frank in tiefem Nachdenken vor seinem Pulte saß. So weit war Alles nach Wunsch gerathen; die Niaahua war er los; seine beiden Office-Perlen hatte er wiedererlangt; das Danaergeschenk hatten die Danaer zurück; der **status, quo ante** war also wieder hergestellt bis — ja, bis auf die Versöhnung mit seiner Frau. Wie das anstellen, das war nun die Frage. Er überlegte, machte Pläne und verwarf sie wieder. Sich mit ihr aussöhnen, war ja wohl nicht so schwierig; aber das war nicht Alles, was er plante. Er brannte darauf, ihr bei dieser Gelegenheit eine Lektion zu ertheilen, die sie von ihrer unbegründeten Eifersucht für immer kuriren sollte. Ein Messenger-Boy brachte einen Brief. Das war ihre Handschrift. Er erbrach ihn hastig und las: „Lieber Frank! Komme sofort nach dem Damenzimmer auf dem Union-Depot. Frieda.“ In zehn Minuten war er auf dem Bahnhofe. Durch die Glasthüre konnte er das ganze Damenzimmer übersehen. Sie war allein. Noch wußte er nicht, wie er ihr gegenübertreten sollte, ob als

zürnender Ehemann, dem seine Frau entlaufen, oder als verliebter Flitterwöchner, der seinem Schätzchen ein eingebildetes Unrecht von den Lippen wegküssen will. Es kam eben darauf an, was sie wußte, und was sie nicht wußte. Er machte also ein möglichst nichtssagendes Gesicht und öffnete die Thür. Sobald die junge Frau seiner ansichtig wurde, sprang sie von ihrem Sitze auf und stürmte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. „Frank! Frank!“ rief sie und warf sich laut schluchzend an seine Brust. „Kannst Du mir verzeihen?“ — Frank zwang sich, ein strenges Gesicht zu machen. „Sieh', ich glaubte, Du hättest die Ni....Nia...., die Annie Smith als Maschinenschreiberin engagirt und da hat mir die böse Eifersucht solange zugesetzt, bis ich meine Sachen gepackt und das Haus verlassen habe. Meine Mutter, bei der ich Unterkunft gesucht, hat mich ausgescholten, ich sei ein eifersüchtiges Ding und mein Weggehen sei ein Grund zur Ehescheidung.“ „Nach den Gesetzen des Staates Illinois“, unterbrach sie ihr Gatte, und machte ein so weises Gesicht, wie ein Richter von der Supreme Court, „ist es ein genügender Grund für den Ehemann zur Ehescheidung, wenn die Ehefrau die gemeinsame Wohnung während der Nacht verläßt.“ Durch diese Eröffnung, mehr aber noch durch das ernste förmliche Wesen Franks eingeschüchtert, konnte die arme Frau nur mühsam und von fortwährendem Schluchzen unterbrochen, fortfahren: „Heute Morgen befahl mir meine Mutter, unbedingt zu Dir zurückzukehren! Ich ließ aber meine Sachen nach dem Bahnhof bringen, weil ich bei meinem Bruder in Alton Zuflucht suchen wollte. Ich wollte mir gerade ein Ticket am Schalter lösen, doch wer beschreibt mein Erstaunen, als die Annie Smith an mir vorbeigerauscht und nach dem bereitstehenden Chicago-Alton-Zuge eilte! Ich stand sprachlos vor Staunen! Also war Alles erlogen, was mir die alte Plappermaschine erzählt hat!“ Frank, der fortwährend seinen Typewriter im Kopfe hatte, dachte nicht anders, als daß seine Frau von dieser Klappermaschine spräche. „Was!“ schrie

er, kann das Unglücksding auch klatschen?" „Ach Gott!" jammerte die arme Frau, „die Bridget Cudahy, die in Eurem Office-Gebäude die Zimmer reinigt, ist ja die größte Plappermaschine in der Welt, und ich unglückliches Wesen habe dieser verlogenen Klatschliese geglaubt. Sie hat mir erzählt, daß Du den armen Office-Jungen halb krüpplich geschlagen und ihn hinausgeworfen hast, daß Du ferner den Charlie Knall und Fall entlassen hättest, bloß um für die Annie Smith Platz zu machen! Gestern Abend hätte sie Dir schon etwas vorgeklappert und dabei hättet Ihr Euch so zärtlich angesehen, wie ein Paar Turteltauben! — — Wie konnte ich bloß so Etwas von Dir glauben? Kannst Du, willst Du mir verzeihen, einziger, guter Frank?" Frank, der beinahe selbst anfing, sich für die verfolgte Unschuld anzusehen, ließ sich nicht so leicht erweichen! Selten gelingt es einem Manne, einen so vollständigen Sieg über seine klügere Hälfte davonzutragen; er wollte daher die Süßigkeit dieses Sieges langsam auskosten; er wollte strafen und bessern! In einer logisch unanfechtbaren, von Ausdrücken des schwersten Tadels ihrer Handlungsweise überfließenden Rede bewies er die vollständige Grundlosigkeit ihres Verdachts! Der Junge und Charlie seien nach wie vor in seiner Office, hier sei die Quittung über die Zurückgabe der Maschine an die Loge, und bezüglich der Annie Smith könne er beschwören, daß er diese „Person" seit dem „Bazar" nicht wieder gesehen habe. Auf die Klatschereien einer, dem Truke ergebenen irischen Scheuerfrau hin habe sie seine, vor dem Altar gelobte Liebe und Treue bezweifelt und habe ihrem Gatten die größte Schmach angethan, indem sie sein Haus verließ.

Dann brach er plötzlich ab, als wenn der Schmerz ihn hindere, weiter zu sprechen. Nach einer Weile fragte er mit angenommener Gleichgültigkeit in seinem Tone: „Und was gedenkst Du jetzt zu thun?" — „Was ich zu thun gedenke?" wiederholte sie leise, „Dich bitten, so recht von Herzen bitten, mir doch noch einmal zu verzeihen

und, wenn Du meine Bitte erhörst, Dir zu versprechen, nie, nie wieder eifersüchtig zu sein!“ Dabei sah sie ihn so flehend an, daß es ihm unmöglich war, länger die Rolle des strafenden Richters zu spielen! Er zog sie an seine Brust und versicherte sie seiner Vergebung mit heißen Küssen. —

Die Frau fuhr mit einer Droschke nach Hause und er ging nach seiner Office. „So!“ sagte er zu sich selbst, „der status, quo ante ist jetzt hergestellt. Die unglückliche Klappermaschine ist fort, die Spuren ihrer fluchbeladenen Existenz sind ausgewischt! — — Aber Gnade Gott jetzt der Plappermaschine, der Bridget; ich will fürchterliche Abrechnung halten!“

* * *

Moral: Den Letzten beißen die Hunde.

In „feiner" Gesellschaft.

....„Grüße die Kinder schön und paß auf, daß Du" .... die weiteren Mahnworte der kleinen, ältlichen Frau verhallten in dem Geräusche des abfahrenden Zuges. — Der Reisende, dem sie galten, warf sein Handgepäck in das Drahtnetz und ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung in den bequemen Polsterstuhl fallen. „Endlich! Endlich frei!" Statt diese Worte halblaut vor sich hinzusprechen, hätte er aufjubeln und vor Freude jeden Mitreisenden und, wenn angängig, auch jede Mitreisende an sein Herz drücken mögen.

Er war frei! Die Welt war sein! — Zwar nur für 14 Tage, denn länger, als zwei Wochen durfte er nicht in Chicago bleiben. Das hatte er noch soeben seiner Frau zuschwören müssen. Urlaub, oder besser gesagt, die Zeit, die ein Mensch zu seiner Erholung nöthig hat, ist ein sehr relativer Begriff. Wenn z. B. einem städtischen Beamten, der sich durch das Todtschlagen von sieben müßigen Büreaustunden überarbeitet hat, ein nur vierzehntägiger Erholungsurlaub bewilligt würde, so würde dieser Stein und Bein über die Niedertracht seiner Vorgesetzten klagen, wenn aber ein Mann, wie unser Reisende, in einer kleinen Stadt fünfundzwanzig Jahre im Schweiße seines Angesichts und im Mehlstaube seiner Backstube bei oft unterbrochenem Schlafe 14—16 Stunden täglich Brot und Kuchen gebacken hat, endlich einmal von seiner gestrengen Hausfrau loskommen und sich vierzehn Tage in Chicago nach Herzenslust amüsiren kann, dann geht ihm das Herz vor Dankbarkeit gegen seinen Schöpfer auf und der Zug viel zu langsam, der ihn an das Ziel seiner Wünsche bringen soll. Unser Freund (pardon, ich habe

die Vorstellung vergessen) Herr Bäckermeister und Aldermann Krichle von Pausauka, Ill., hatte den Urlaub von seiner Frau unter der selbstverständlichen Annahme erhalten, daß er während dieser Zeit bei seiner, in Chicago verheiratheten Stieftochter wohnen, also immerhin nicht ganz der Kontrolle seines Lebenswandels entbehren werde. Herr Krichle aber beschloß, diese Klippe auf seiner Vergnügungsfahrt zu umschiffen, indem er zunächst in einem Hotel absteigen und die ersten acht Tage seiner goldenen Freiheit allein genießen wollte. Er wußte recht gut, daß es in der Großstadt Vergnügungen gibt, bei denen man sich desto besser amüsirt, je weniger man beobachtet wird. — — — — In den verbleibenden acht Tagen könnte er dann ja in ruhigerem Tempo dem Vergnügen im Hause seines Schwiegersohnes nachgehen; natürlich würde er sich bei seinem Uebersiedeln dahin so stellen, als sei er erst soeben mit dem Zuge aus Pausauka angekommen. — Im Vorgefühl der zu erwartenden Freuden rieb er sich die Hände; dann klopfte er auf die Weste, unter der sich heute nicht bloß ein freudiges Herz, sondern auch eine Brieftasche mit hundert Dollars befand. Ja, sie waren noch da, die schönen, bedruckten Papierchen! Es hatte Mühe und lange Zeit genommen, eine solche Summe aus den Knipsgroschen, die er in unbewachten Augenblicken der, von seiner Frau so ängstlich gehüteten Ladenkasse entnahm, zusammen zu bekommen, aber jetzt sollte auch die Tugend belohnt (?) werden, und er wollte die nächsten acht Tage in Chicago ein Leben führen, wie Gott in Frankreich. — Die ihm zum Urlaub bewilligten 30 Dollars waren für die nachfolgenden mageren sieben Tage genügend! —

Wenn ein Mann hundert Dollars in einer Woche auszugeben hat, kann er auch in einem anständigen Hotel leben. — Er ließ sich daher nach seiner Ankunft nach dem Palmer House, von dem er öfters als dem Absteigequartier vornehmer Personen gelesen hatte, bringen, und registrirte seinen Namen als Jack Porter aus St. Louis mit einer Nonchalence, als wenn er ein geborener

Urkundenfälscher und das Hotelregister seine alte Mehlkladde sei. Mit gravitätischen Schritten spazirte er in der Rotunde auf und ab und sah mit innerer Befriedigung, wie er das allgemeine Interesse der Gäste und Hotelangestellten erregte und Aller Augen auf ihm ruhten. Das schmeichelte seiner Eitelkeit und er trat vor den großen Trumeau-Spiegel, um sich an seinem eigenen Anblick zu weiden. — Aber, o weh! Seine Eitelkeit schmolz vor dem Spiegel, wie Butter an der Sonne. Ihm wurde zu seiner Bestürzung sofort klar, warum ihn Jedermann so neugierig angesehen hatte. Das war keine Verwunderung gewesen, sondern Staunen und verächtliches Mitleiden, daß ein Mann in so unmoderner Kleidung es wage, sich in solche hochfeine Gesellschaft zu drängen. Im Gegensatz zu den eng anschließenden genau passenden dunklen Gehröcken der Herren, hing ihm sein kurzer heller „Sackcoat" wie ein richtiger Mehlsack lose am Leibe; seine Weste, durch die das Oberhemd nur verschämt in die Welt blickte, hatte nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit den tiefausgeschnittenen, den Glanz des Oberhemdes zur vollen Geltung bringenden Kleidungsstücke dieser Art, wie sie die Anderen trugen, und der Schnitt seiner faltenreichen Beinbekleidung war einfach scheußlich. Auch der Haarschnitt, mit dem ihn seine fürsorgliche Gattin vor seiner Abreise *verschönert* hatte, erschien ihm jetzt fast wie ein Attentat auf den guten Geschmack, wenn er die treppenförmige Verunstaltung seines Hauptschmucks mit den glatten Frisuren der anderen Gäste verglich! Nicht lange aber blieb er in seinen so trübseligen Gedanken — Kleidermagazine und Friseur konnten ja helfen — wofür hatte er denn die hundert Dollars gespart?

Er ging in ein Herrenkleider-Geschäft. Der Stoff war schlecht, der Rock zu kurz, die Hosen zu eng; aber modern waren die Kleider, wie der Verkäufer sagte, und das war ja die Hauptsache. Daß der Mann die Wahrheit sprach, darüber belehrte ihn ein Blick in den Spiegel: er sah entschieden bei weitem mehr, wie die „an-

deren" seinen Herren in Chicago aus, als in seinem Mehlsackanzug. Nun zum Friseur! Mit sittlicher Entrüstung beseitigte dieser die Greuel der Verwüstung, die eine unerfahrene Hand durch ihren Eingriff in seine Kunst auf diesem Haupte angerichtet; dann machte er den ergebensten Vorschlag, die Haare und den Bart zu färben, da der Herr entschieden dadurch gewinnen würde. Anfangs sträubte sich Krichle dagegen, aber es fiel ihm dann noch rechtzeitig ein, daß er ja nun doch einmal unter einem falschen Namen reiste! Warum sollte er also nicht auch seine Haupthaare fälschen? Er gab seine Zustimmung und nun ging es an ein Bürsten, Kämmen, Bügeln, Brennen, Waschen und Salben, daß ihm der Kopf brummte. Als aber der Friseur seine Verbeugung gemacht hatte und Krichle vor den Spiegel trat, kannte er sich selbst nicht mehr. Sein schlichtes Haupthaar wallte in den kunstvollsten Locken, und Haupthaar, Augenbrauen und kurzer Schnurrbart prangten im tiefsten, glänzendsten Schwarz des Ebenholzes. Er konnte sich nicht satt sehen an seinem Bilde. Endlich aber riß er sich los. Die Welt ist mein, jubelte es in ihm; was kostet Chicago?

* * *

Wenn wir als Schuljungen mit dem Klassenlehrer unseren gemeinschaftlichen großen Spaziergang kurz vor den Sommerferien antreten wollten, dann mußte der Primus seine Mütze in die Höhe werfen, und die Himmelsrichtung, in der sie zur Erde kam, schlugen wir ein. Wahrscheinlich war diese Art der Orakelbefragung Herrn Krichle unbekannt; und wenn nicht, so hätte er sie heute doch nicht in Anwendung gebracht, denn in dem Herren-Ausstattungsgeschäft hatte er sich gleichzeitig mit dem modernen Anzuge einen hochfeinen Cylinder an Stelle seiner Mütze gekauft. Auf's Gerathewohl stürzte er sich daher in den Menschenstrom, der sich die State Straße herunterwälzte, und ließ sich von demselben willenlos treiben, bis seine Aufmerksamkeit durch die großartigen

Auslagen in den Schaufenstern des Siegel & Cooper'schen Geschäftes gefesselt wurde und er zwecks näherer Besichtigung stehen blieb. Ob vielleicht die beiden jungen schönen Damen, eine Blondine und eine Brünette, die vor einem der Fenster in lauter Bewunderung aller der Herrlichkeiten standen, die Ursache waren, daß er gerade hier Anker warf, wollen wir nicht gerade behaupten, obwohl es verdächtig erscheinen muß, daß er nur genau ebenso lange, wie diese, Interesse an den im Fenster ausgestellten Gegenständen hatte, und daß er, als diese Damen dann zur Besichtigung eines anderen Fensters schritten, dicht an ihrer Seite blieb. Auch die Damen mußten dieses auffallende Benehmen des Herrn Krichle bemerkt haben, denn sie warfen sich eigenthümliche Blicke zu, und die Aeltere, die Brünette, wandte sich dann plötzlich um und sagte:

„Sie müssen sich offenbar täuschen, mein Herr, Ihre fragenden Blicke verrathen mir, daß Sie in uns Bekannte vermuthen...."

Krichle erschrak. „Ja", log er stotternd, „ich dachte ....ich meinte....Sie wären die Schwiegertochter.... der ....der.... Mrs.....Noel ....in ....Milwaukee...."

„Herr Gott! Laura!" rief die Brünette der Blondine zu, „der Herr kennt die Mrs. Noel in Milwaukee! Welch Zufall!" Und zu Krichle gewendet sagte sie mit dem reizendsten Lächeln: „Nein, mein Herr, ich bin zwar nicht die Schwiegertochter der Mrs. Noel, aber eine sehr, sehr gute Bekannte von dieser Schwiegertochter! Ich bin Mrs. Fairfield und diese Dame — Lady Hayes aus London, England, auf Besuch bei mir." — Krichle mußte sich jetzt doch auch vorstellen. — Er zupfte an seiner Kravatte in großer Verlegenheit, dann aber ermannte er sich, er lüftete mit Eleganz seinen Cylinder und sagte: „Ich bin John Pfeifer, City Mayor von Madison, Wis." Dabei lächelte er freundlich, aber in seinem Innern rief eine Stimme: „Krichle! Krichle! Du Verräther! In einem Athemzuge hast Du Deinen Namen, Deinen Stand

und Deine Vaterstadt verrathen!" Was half's? Diesen feinen Ladies gegenüber konnte er sich doch unmöglich als Bäckermeister Krichle aus Pausauka vorstellen? Nein, das ging absolut nicht, und dann hatte er nicht gewissermaßen mit dem alten Anzuge auch den Bäckermeister ausgezogen und mit dem modernen Bibi den Bürgermeister aufgesetzt? Wenn die Damen nur nicht auf die unglückselige Schwiegertochter der ihm völlig unbekannten Mrs. Noel zu sprechen kamen! — Aber ein glücklicher Zufall für ihn der allerdings ein kleines Unglück für seine neue Bekanntschaft war, rettete ihn. Die Brünette stieß einen kleinen Schrei aus. Sie hatte soeben bemerkt, daß ihr Geldtäschchen abhanden gekommen war!

„War viel darin?" fragte Krichle theilnehmend.

„Ach nein", erwiderte die Dame, „es war nur eine wahre Bagatelle; etwa dreißig Dollars oder so — der Verlust hätte ja gar nichts zu bedeuten, wenn ich nicht auf den übermüthigen Vorschlag meiner Freundin eingegangen wäre und unsere Kutsche nach Hause zurückgesandt hätte, um einmal einige Straßen von Chicago mit ihr zu Fuße zu durchwandern. Jetzt können wir, liebe Laura, von dem Vergnügen, in den Straßen umherlaufen, mehr bekommen, als wir eigentlich wünschten."

„Ach ja", jammerte Frau Laura Hayes aus London, England, „und dabei bin ich schon so ermüdet; ich bin das Gehen auf dem harten Pflaster nicht gewohnt; ich würde es gerne sehen, wenn ich mich irgendwo ausruhen könnte."

Dabei warf sie unserem Bäcker in incognito einen flehenden Blick zu.

„Wenn die Damen gütigst gestatten wollen, sich meiner Führung anzuvertrauen", rief Krichle eifrig, der den Taschendieb in diesem Augenblick im Stillen seanete; „dort drüben sehe ich das Schild einer Konditorei oder eines ähnlichen Geschäfts....Sehen Sie dort: „Entrance for Ladies." Ein dankbarer Blick aus vier schönen Augen belohnte ihn. Ja, diese Großstädterinnen sind doch

reizende, natürliche Wesen. Nichts von der Prüderie, die in den kleinen Nestern als guter Ton gilt. Diese feine englische Lady nahm ungenirt seinen rechten Arm, während sich die brünette Amerikanerin an seinen linken hängte.

Es geht doch nichts über die Natürlichkeit! In dem Lokale angelangt, nahm das so schnell bekannt gewordene Trio in einem kosigen, kleinen Zimmerchen Platz. Zur großen Freude ihres Begleiters sprachen die Damen dem Eiscream und der Chocolade eifrig zu, und nahmen auch den Vorschlag desselben, einige süße Liquöre folgen zu lassen, halb scherzend, halb verlegen an. Der Pseudo-Bürgermeister von Madison, Wis., schwamm in Wonne. O, wenn ihn hier so seine Bekannten vom Biertisch in Pausauka hätten sehen können — wie intim er mit diesen hocharistokratischen Damen — wie er mit ihnen schäkerte und lachte, namentlich mit der holdseligen, blonden Engländerin! — Ja, sie war ein Engel, so einfach, so natürlich, so hingebend. Ob er es wohl wagen dürfte, Champagner zu bestellen? Es kam auf einen Versuch an und der Versuch gelang. Dann, als der Kellner die Kaltgestellte brachte, da tranken die Damen den schäumenden Wein ohne alle Bedenken in großen Zügen. In den ganz feinen Kreisen trinkt man eben Champagner, wie Wasser. Der ersten Flasche folgte die zweite und die dritte. Die Stimmung der kleinen Gesellschaft wurde hochanimirt. Der verliebte Bäckermeister war bereits auf dem Höhepunkte seiner Liebenswürdigkeit angelangt und wollte gerade der blonden Engländerin zu Füßen fallen, als sich plötzlich die Thür öffnete und, und sich nicht das grinsende Gesicht des Kellners, sondern die Uniform eines höheren Polizeibeamten zeigte. Gleichzeitig mit dem Polizeibeamten traten zwei Herren in Zivil — offenbar Detektives — ein.

„Wer sind Sie, mein Herr?“ fragte er Krichle, der den Beamten mit offenem Munde anstarrte.

„Ich bin der Bäckermeister, nein....der Bürgermeister von....von....“ stotterte er verzweifelt.

„Sie scheinen selbst nicht zu wissen, wer Sie sind", sagte der Beamte ironisch; „zum Glück werden wir Ihrem schwachen Gedächtniß auf der Polizeistation nachhelfen können und Ihnen sagen, wer Sie sind. Wahrscheinlich sind Sie kein Bäckermeister, auch kein Bürgermeister, sondern ein Meister in der Bauernfängerzunft."

Krichle hätte vor Scham in die Erde sinken mögen! Von der Polizei als Bauernfänger arretirt zu werden! Und noch dazu in Gegenwart dieser Damen, zu deren Kavalier er sich aufgeworfen hatte! Bei diesem Gedanken schwoll ihm der Zorn und er schrie: „Herr, Sie sollen es büßen, mich in Gegenwart dieser Damen zu kompromittiren!"

„Darüber sind Sie nur ganz beruhigt", erwiderte der Leutnant, „das Täubchen" und die schwarze „Eule" arbeiten immer im Kompagniegeschäft mit dem einen oder dem anderen Bauernfänger. Sie sind wahrscheinlich auf „Gastrollen" hier und haben sich mit diesem Champagner-Gelage bei der hiesigen Zunft eingekauft."

Die Damen kicherten. Obwohl sie jetzt selbst in Schwulitäten gerathen waren, machte es ihnen doch einen Heidenspaß, daß die Polizei sich wegen ihres Begleiters auf dem Holzwege befand. Als die ganze Gesellschaft unter dem Johlen des lärmenden Pöbels den, von der Polizei herbeigerufenen, Patrollwagen bestieg, gab die liebenswürdige, blonde Engländerin dem Krichle einen freundlichen Rippenstoß und rief: „Sehen Sie, lieber City-Mayor, das ist die Kutsche, von der meine Freundin vorher sprach!"

Auf der Polizeistation stellte der Kapitän sogleich ein eingehendes Verhör mit den Arrestanten an. Der Detektive, auf dessen Angabe hin das Trio inhaftirt war, berichtete, er habe den männlichen Arrestanten heute morgen auf dem Depot ankommen sehen, und da er ihm verdächtig vorgekommen, sei er seinen Bewegungen gefolgt. Der Mann sei zunächst im Palmerhaus abgestiegen, habe sich dort als Jack Porter aus St. Louis ins Fremdenbuch eingetragen, und gleich darauf in einem Kleider-

magazin einen neuen Anzug angelegt. Dann sei er in einen Friseurladen gegangen, habe seine Haartour vollständig ändern, auch seine Haare schwarz färben lassen. So vollständig in seiner äußeren Erscheinung verändert, sei er in der State Straße herumgebummelt, und dabei auf diese beiden Frauenzimmer, die berüchtigtesten Hochstaplerinnen Chicagos, in Fachkreisen unter dem Namen „Täubchen" und „schwarze Eule" bekannt, gestoßen, habe dieselben sogleich erkannt und sei mit ihnen geraden Weges nach einem berüchtigten Lokal gegangen, um eine Orgie zu feiern!

Bei diesem Bericht war es unserem armen Krichle heiß und kalt über den Rücken gelaufen! Was der Geheimpolizist da sagte, war ja Alles wahr. Der Schein war gegen ihn — man mußte ihn für einen Bauernfänger halten. Seine Angst steigerte sich noch, als der Kapitän die „Damen" (o! wie verwünschte er seine Dummheit) in's Verhör nahm und die blonde Engländerin sagte: Na, Käpt'n, 'n prächtiger Junge ist er doch, dieser City-Mayor aus Madison, ob er nun ein Bauernfänger ist, oder nicht." Nach dem Verhör ließ der Kapitän sie sogleich abführen; die blonde Engländerin drehte sich noch einmal um, warf Krichle ein Kußhändchen zu und rief: „Adieu Schatz!"

Jetzt kam an ihn die Reihe. Der Kapitän holte ein dickbändiges Photographie-Album hervor, sah bald da hinein, bald ihm forschend in's Gesicht. Nachdem der arme Krichle diese Pein eine halb Stunde, ohne ein Wort sprechen zu dürfen, ertragen hatte, klappte der Kapitän das Buch zu und sagte:

„Die Veränderung Ihrer äußeren Erscheinung ist Ihnen allerdings so gut gelungen, daß ich Sie nicht nach der Photographie identifiziren kann. Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als das Bertillon-Verfahren in Anwendung zu bringen!"

„Um Gotteswillen, thun Sie das nicht", jammerte Krichle, der wahrscheinlich an Rad und Folter dachte, denn etwas Schreckliches mußte dies Verfahren doch wohl sein.

„Aha!“ lächelte der Kapitän, „als unfreiwilliger Kriminalstudent wissen Sie ganz gut, daß dies Verfahren immer erfolgreich ist; nun, Sie können die Sache ja kurz machen und sagen, wer Sie eigentlich sind.“

„Wahr und wahrhaftig“, schrie Krichle, „ich bin weder Jack Porter aus St. Louis, noch der Bürgermeister aus Madison, Wis., sondern ich bin der Bäckermeister Krichle aus Pausauka, Illinois.“

„Nun“, erwiderte der Kapitän, „dann werden wir Sie so lange in Haft behalten, bis wir auf unsere Anfrage in Pausauka Antwort erhalten.“

„Sie wollen nach Pausauka schreiben? Mein lieber, guter Herr, wenn meine Bekannte — meine Frau — erfahren, daß ich hier in Chicago als Bauernfänger eingesperrt bin — Herr Gott — die Schande könnte ich nicht überleben! — Thun Sie Alles mit mir, nur das nicht!“

Der grenzenlose Jammer, der aus seinem Gesichte sprach, war zu natürlich, um nicht einigen Eindruck auf den Beamten zu machen.

„Sie werden doch nicht von mir verlangen“, sagte er, „daß ich Ihnen auf's Wort glaube. Haben Sie denn Niemanden hier in Chicago, der Sie kennt und legitimiren kann.“

„Ich ....ich habe .....allerdings ....einen Bekannten“, hier zögerte Krichle,.... „meinen Schwiegersohn, der Hauptclerk im Bureau des Stadtschatzmeisters ist, Philipp Heuer!“

„Sie Einfaltspinsel“, rief der Kapitän ärgerlich, „warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

„Ach Gott“, jammerte der Gescholtene, „ich fürchtete die Schande! Wenn Heuer das seiner Frau erzählt und meine Frau es von ihr erfährt....“

„Unsinn!“ raisonnirte der Beamte und schickte einen Polizisten nach Hrn. Heuer im Schatzmeisterbureau.

Eine bange, halbe Stunde, für Krichle. „Heuer“, rief der Kapitän, den ihm wohlbekannten jungen Mann

bei seinem endlichen Eintritt in die Station zu, „kennen Sie diesen Menschen?“

„Wenn er zehn Jahre älter wäre“, antwortete dieser, „einen graumelirten Schnurrbart und graue, einfach in der Mitte gescheitelte Haare hätte, sähe er fast wie der Vater meiner Frau aus!“

„Philipp, einziger Philipp, das bin ich ja“, schrie Krichle und wollte ihn umarmen, aber der Kapitän hielt ihn zurück.

„Auch die Stimme ist ganz die meines Schwiegervaters, aber die Haare und der Bart“, fuhr Heuer fort....

„Die hab ich mir ja färben lassen“.

„Das stimmt“, sagte der Kapitän, „der alte Herr war nämlich in seiner Gesellschaft“. Heuer legte ihm dann eine Reihe von Fragen über persönliche Verhältnisse vor, durch deren Beantwortung er unzweifelhaft bewies, daß er Heuers leiblicher Schwiegervater, der Bäckermeister Krichle aus Pausauka war. —

„Er ist's“, versicherte er den Kapitän, und schloß den endlich Wiedererkannten in seine Arme.

„Herr Krichle“, sagte der Beamte, „Sie sind frei. Aber möge die ausgestandene Angst Ihnen eine Warnung sein, sich nicht wieder in zu „feine Gesellschaft“ zu drängen.

* * *

Draußen angekommen, beichtete Krichle seinem Retter sein ganzes Sündenregister und beschwor ihn, ihn nicht zu verrathen; jeder Mensch thue einmal einen großen Fehltritt und dieser sei sein erster und letzter.

Heuer gelobte ihm feierlichst, zu keinem Menschen eine Silbe über den Vorfall zu sprechen. Dann trennten sie sich. Heuer ging wieder auf's Bureau, Krichle zum Friseur, der nun für gute Bezahlung das Kunstwerk, das er am Morgen mit eigener Hand aufgebaut hatte, wieder zerstören mußte. — Vom Herren-Ausstattungs-Geschäft

holte er den Vormittags abgelegten Anzug und ging in's Hotel. Nachdem er den Mehlsack-Anzug wieder angezogen und die Chicagoer Kleider, die er später seinem Schwiegersohne schenken wollte, in seine Reisetasche verpackt, setzte er sich bescheiden in die äußerste Ecke der Rotunda und wartete bis zehn Uhr Abends, der Zeit, wenn der Personenzug aus der Richtung von Pausauka einläuft. Dann setzte er sich in eine Droschke, fuhr zum Hause seines Schwiegersohnes, der wie auch seine Frau über den plötzlichen und so ganz unerwarteten Besuch Papachens ebenso erstaunt, wie erfreut waren.

* * *

Wenn ihn später seine Freunde am Biertisch in Pausauka fragten, wie er sich in Chicago amüsirt habe, dann pflegte er mit großem Wichtigthun zu sagen: „Na, Kinder — ich sage Euch, in Chicago habe ich nur in der feinsten Gesellschaft verkehrt."

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Das buckelige Brautpaar, Humoreske 5
Der solide Schwiegersohn, Humoreske.....15
Der erste Streit, Skizze.....27
Der Zeitungsfeind, Humoreske 36
Die Radikalkur, Skizze 44
Der Lohn der That, Humoreske.....54
Ein braver Polizist, Novellette.....69
Der feine Vetter, Humoreske.....79
Morgen ist Ostern, Lebensbild.....91
Das Weiberherz, Ein ungelöstes Räthsel.....103
Die lange Liebschaft, Skizze.....111
Das Sterbegeld, Skizze 121
Die Schreibmaschine, Humoreske.....135
In feiner Gesellschaft, Humoreske.....147

DEC 14 1903

APR -8 1945

LIBRARY OF CONGRESS
0 022 011 812 5